This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

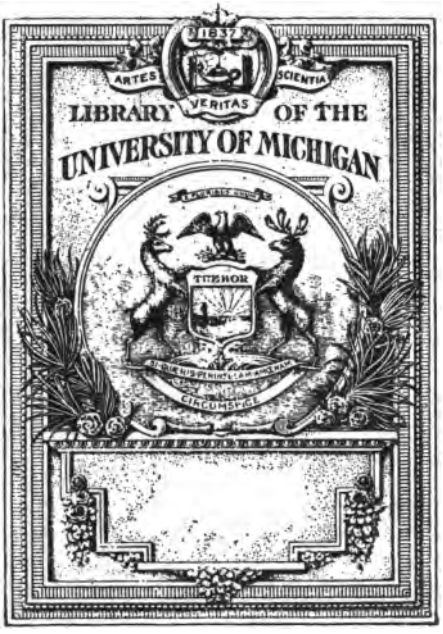
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 3 9015 00228 516 4
University of Michigan – BUHR


ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

B
3316
.D486

Erinnerungen

an

Friedrich Nietzsche.

Friedrich Nietzsche

Erinnerungen

an

Friedrich Nietzsche.

Von

Dr. Paul Deussen,

Professor an der Universität Kiel.

Mit einem Porträt und drei Briefen in Faksimile.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

—

1901.

February 29, 1924 E.M.
Philos.
Harr.
2-4-24
9153

Vorwort.

Die vorliegenden „Erinnerungen" wurden im vergangenen Herbst für die „Wiener Rundschau" auf deren besonderes Ansuchen verfaßt, von dieser aber in der Nummer vom 15. Oktober nur teilweise veröffentlicht und ohne mein Vorwissen mit einem Titel versehen („Die Wahrheit über Friedrich Nietzsche"), welchen ich mit allen Freunden des Verewigten nicht umhin kann sehr zu bedauern. Meine Absicht ist nie eine andere gewesen als diese, mir die Erinnerungen an die gemeinsam mit dem Freunde durchlebten Tage in das Gedächtnis zurückzurufen und für mich selbst und solche, die daran teilnehmen mögen, aufzuzeichnen. Während ich den Druck meiner vollständigen Arbeit vorbereitete und zur genaueren Feststellung einiger Daten meine Papiere durchsuchen ließ, fand sich unter ihnen noch eine Anzahl von Briefen Nietzsches vor, von denen ich vierundzwanzig mit freundlicher Erlaubnis der Erbin seines Nachlasses, Frau Dr. Eli Förster-Nietzsche in Weimar, sowie der Herren Schuster und Löffler in Berlin, als Verleger der „Gesammelten Briefe", meiner ursprünglich nur aus dem Gedächtnisse niedergeschriebenen Skizze nachträglich eingeflochten habe. Drei dieser neu aufgefundenen Briefe aus den Jahren 1864, 1870 und

1887 wurden in Faksimile beigefügt, um die Entwicklung der Handschrift Nietzsches in den verschiedenen Perioden seines Lebens zu veranschaulichen; das dem Büchlein vorgesetzte Porträt ist das in dem Briefe Seite 66 erwähnte und stammt allem Anscheine nach aus der Zeit der Ernennung zum Professor in Basel, somit aus einer Epoche, welche vielleicht als die glücklichste im Leben des Dahingeschiedenen bezeichnet werden kann.

Zehn andere Briefe habe ich der genannten Freundin vor einigen Jahren als die einzigen, deren Besitz mir damals bewußt war, für das Nietzsche-Archiv auf ihre Bitte übergeben. Sieben derselben sind neuerdings in den „Gesammelten Briefen", Band I, S. 327—340, veröffentlicht worden und mögen dort mit meiner Darstellung, welche über die einschlagenden Verhältnisse nur aus dem Gedächtnisse berichten konnte, verglichen werden. Nur zwei unter ihnen, welche bereits in der „Woche" vom 8. September 1900 abgedruckt waren, konnten von dort herübergenommen und meinen „Erinnerungen" eingewoben werden, die erst das volle Verständnis der sieben bereits gedruckten sowie der vierundzwanzig jetzt neu hinzukommenden Briefe ermöglichen.

Überhaupt wird, wo es sich um die Veröffentlichung von Briefen Verstorbener handelt, nur der Empfänger in der Lage sein, diejenigen Aufschlüsse zu geben, ohne welche die Briefe nicht verstanden oder — was schlimmer ist — mißverstanden werden können. Auf der andern Seite werden die Erben des Nachlasses, welche als solche das Andenken des Verstorbenen zu hüten haben, das Recht, derartige Briefe zu veröffentlichen, für sich in Anspruch

nehmen, und unsere Gesetzgebung wird Mühe haben, diese widerstreitenden Interessen so in Einklang zu bringen, daß die Veröffentlichung nicht durch Einspruch von der einen oder andern Seite ganz unterbleiben muß, wodurch die Rechte eines dritten, nämlich des Publikums, geschädigt werden würden, welches ein unzweifelhaftes Anrecht darauf hat, daß hervorragende Geisteserzeugnisse ihm nicht vorenthalten bleiben, sowie auch darauf, daß dieselben nur in einer das volle Verständnis ermöglichenden Form mitgeteilt werden.

Kiel, im Dezember 1900.

P. D.

Inhalt.

Seite

Einleitung . . . . . 1— 2

Die Schulzeit in Pforta (1858—1864) . . . . . 3— 15

1. Brief (Faksimile) . . . . . S. 11—14

Das Bonner Studienjahr (1864—1865) . . . . . 15— 26

Leipziger Zeit und Militärjahr (1865—1869) . . . . . 26— 60

2. Brief . . . . S. 28—30
3. Brief . . . . „ 30—36
4. Brief . . . . „ 37
5. Brief . . . . „ 39—41
6. Brief . . . . „ 41—45
7. Brief . . . . S. 45—50
8. Brief . . . . „ 50—52
9. Brief . . . . „ 52—54
10. Brief . . . . „ 55—57
11. Brief . . . . „ 57—60

Die Baseler Zeit (1869—1879) . . . . . 60— 88

12. Brief . . . . S. 62—63
13. Brief . . . . „ 64—66
14. Brief . . . . „ 66—68
15. Brief . . . . „ 69—71
16. Brief . . . . „ 71—73
17. Brief (Faksimilie) „ 73—75
18. Brief . . . . S. 75—76
19. Brief . . . . „ 76—77
20. Brief . . . . „ 81—82
21. Brief . . . . „ 83
22. Brief . . . . „ 84
23. Brief . . . . „ 86

Wanderjahre und Vereinsamung (1879—1889) . . . . . 88— 96

24. Brief (schon veröffentlicht) . . . . . S. 89
25. Brief (schon veröffentlicht) . . . . . „ 90—91
26. Brief (Postkarte in Faksimile) . . . . . „ 93—94

Erkrankung und Ende . . . . . 96— 98

Anhang:

Einige Bemerkungen über Nietzsches Philosophie . . . . . 99—107

Register . . . . . 109—111

Der Heimgang Friedrich Nietzsches am 25. August 1900 ist, als die endliche Erlösung aus elfjähriger hoffnungsloser Umnachtung, gewiß allen seinen Freunden nicht als beklagenswert erschienen, erweckt aber in uns das wehmütige Gefühl, daß wir erst jetzt ihn ganz verloren haben, nachdem wir ihn und mit ihm ein Stück unserer eigenen Vergangenheit zu Grabe trugen; und lebendig steigt alles das in der Erinnerung auf, was uns der Entschlafene durch seinen persönlichen Umgang, dann durch seine Briefe, und endlich durch seine Schriften während mehr als vierzig Jahren gewesen ist. Gern erfülle ich den Wunsch, aus meinen persönlichen Erinnerungen einiges zusammenzustellen, was nicht allgemein bekannt ist. Ich scheue mich nicht, auch unbedeutende Erlebnisse einzuflechten, wenn sie auf den Charakter des Verewigten irgendwie ein neues Licht zu werfen geeignet sind, und noch weniger trage ich Bedenken, überall die volle Wahrheit auszusprechen, da ich nichts mitzuteilen habe, was ihm, oder mir, oder irgend jemandem sonst Unehre machen könnte.

Das Leben Friedrich Nietzsches, wie es vom 15. Oktober 1844 bis zum 25. August 1900 verlaufen ist, zeigt drei deutliche Wendepunkte, welche durch die Jahre 1869, 1879 und 1889 bezeichnet werden: 1869, wo er noch vor Abschluß seiner Studienzeit in Leipzig

zu einer Professur der klassischen Philologie in Basel berufen wurde; 1879, wo er diese Professur freiwillig niederlegte, um weiterhin als Einsiedler nur seinen Gedanken und ihrer Ausarbeitung zu leben, und 1889, wo die Anstrengungen dieser unnatürlichen Lebensweise eine plötzliche Lähmung seiner Geisteskräfte herbeiführten, welche bis zum Tode anhielt und dem Leidenden jedes deutliche Bewußtsein über sich selbst und seine Umgebung benahm. Über die Einzelheiten von Nietzsches Leben giebt die ausgezeichnete Biographie Aufschluß, welche seine Schwester, Frau Dr. Eli Förster-Nietzsche, als ein rührendes Denkmal ihrer zärtlichen Anhänglichkeit an den Bruder zu veröffentlichen begonnen hat, die Schwester, die sich von Kindheit an dem Bruder gegenüber in der Rolle des Lama gefiel, welches geduldig alle Lasten auf sich nimmt und, wenn sie ihm zu schwer werden, nicht klagt, nicht sich weigert, sondern sich hinlegt und stirbt. Beide Geschwister wurden noch in Röcken bei Lützen geboren, verloren aber ihren Vater in frühester Jugend. Er starb, wie man sagt, an einer Gehirnerschütterung, die er sich durch einen Sturz zugezogen hatte. Indessen will ich nicht verschweigen, daß Nietzsche selbst, als ich ihn mit meiner Frau im August 1887 zu Sils-Maria besuchte, mir ein Requiem zeigte, welches er für seine eigene Totenfeier komponiert hatte, und dabei sagte: „Ich glaube, daß es nicht mehr lange mit mir dauern wird; ich bin jetzt in den Jahren, in welchen mein Vater starb, und ich fühle, daß ich demselben Leiden erliegen werde wie er.“ Ich verfehlte natürlich nicht, diese düsteren Ahnungen aufs lebhafteste zu bekämpfen, und hätte nicht gedacht, daß sie sich vor Ablauf von zwei Jahren schon erfüllen sollten. — Wir kehren zur Jugendzeit zurück.

Die Mutter, eine Frau von seltener Frische und geistiger Regsamkeit, deren angeborener Frohsinn auch unter den herbesten

Schickungen sich aufrecht erhielt, zog mit den jungen Kindern nach Naumburg, wo Nietzsche in den dortigen Geheimratskreisen sich in einer gewissen aristokratischen Haltung und Form befestigte, die ihn bis an das Ende des Lebens nicht wieder verließ, aber auch mit einiger Überschätzung derartiger Formen und mit einer Neigung verbunden war, dieselben andern, namentlich auch mir, dem harmlosen rheinischen Naturkinde, gegenüber hofmeisternd zur Geltung zu bringen. Schon meine erste Berührung mit Nietzsche, so unbedeutend sie übrigens war, kann hierfür als Beispiel dienen. Nietzsche war 1858 als Alumnus in Schulpforta eingetreten, und hier traf ich im Herbst 1859 in Obertertia in derselben Klasse und Ordnung mit ihm zusammen. Es war gerade Zwischenpause, und Nietzsche als damaliger Primus hatte das Ehrenamt, hin und her zu gehen und uns andere am Aufstehen von den Plätzen und an zu lautem Lärmen und Sprechen zu hindern. Ich saß ganz ruhig auf meinem Platze und kaute friedlich an meinem Frühstücksbrote, einem sogenannten Näckchen (vielleicht für „'n Eckchen"). Noch sehe ich Nietzsche, wie er mit dem unsichern Blick des hochgradig Kurzsichtigen über die Reihen irrte, vergeblich bemüht, einen Anlaß zum Einschreiten zu finden. Hierbei kam er vorüber, wo ich saß, beugte sich herab zu mir und sagte: „Sprechen Sie nicht so laut zu Ihrem Näckchen!" Dies waren die ersten Worte, die er je zu mir gesprochen hat. Ich weiß nicht mehr, was uns zuerst näher zusammenführte. Ich glaube, es war die gemeinsame Liebe zu Anakreon, für dessen Gedichte wir beide als Untersekundaner um so eifriger schwärmten, je weniger Schwierigkeiten das leichte Griechisch derselben dem Verständnisse entgegensetzte. Wir recitierten seine Verschen auf gemeinsamen Spaziergängen, wir schlossen einen Freundschaftsbund, indem wir — es war auf dem Schlafsaale, wo ich in meinem Koffer unter dem Bette unter andern Heimlichkeiten ein Päckchen

Schnupftabak aufbewahrte — in einer weihevollen Stunde zusammenkamen, das in Pforta auch zwischen den Schülern übliche Sie mit dem nur für engere Freunde vorbehaltenen Du vertauschten und Brüderschaft, wenn auch nicht tranken, so doch schnupften. Ein neues Band zwischen uns knüpfte am Sonntag Lätare des Jahres 1861 die gemeinsame Konfirmation. Als die Konfirmanden paarweise zum Altar traten, um kniend die Weihe zu empfangen, da knieten Nietzsche und ich als nächste Freunde neben einander. Sehr wohl erinnere ich mich noch an die heilige, weltentrückende Stimmung, die uns während der Wochen vor und nach der Konfirmation erfüllte. Wir wären ganz bereit gewesen, sogleich abzuscheiden, um bei Christo zu sein, und all unser Denken, Fühlen und Treiben war von einer überirdischen Heiterkeit überstrahlt, welche freilich als ein künstlich gezüchtetes Pflänzlein nicht von Dauer sein konnte und sehr bald unter den alltäglichen Eindrücken des Lernens und Lebens ebenso schnell verflog, wie sie gekommen war. Indessen hielt eine gewisse Gläubigkeit noch bis über das Abiturientenexamen hinaus stand. Untergraben wurde dieselbe unmerklich durch die vorzügliche historisch-kritische Methode, mit welcher in Pforta die Alten traktiert wurden, und die sich dann ganz von selbst auf das biblische Gebiet übertrug, wie denn z. B. Steinhart im Hebräischen in Prima den 45. Psalm durchaus als ein weltliches Hochzeitslied erklärte.

Während der ganzen Zeit in Schulpforta blieb die engere Freundschaft mit Nietzsche bestehen, wenn auch nicht ohne vorübergehende Erschütterungen. Noch in Untersekunda bildete sich eine sogenannte forsche Clique, in der man rauchte, trank und Fleißigsein als unehrenhaftes Strebertum verurteilte. Auch wir wurden in ihre Netze gezogen, dadurch den andern näher und von einander etwas weiter abgebracht. Für die Macht dieser Vorurteile mag ein Beispiel dienen. Wir hatten Sonntag nachmittags von 2—3 Uhr Arbeits-

stunde für solche, welche den Nachmittagsgottesdienst nicht besuchen wollten. Ich las gerade im Livius den Übergang Hannibals über die Alpen und war davon so gefesselt, daß ich, als die Freistunde schlug und die andern ins Freie eilten, noch eine Weile zu lesen fortfuhr. Da kommt Nietzsche herein, um mich abzuholen, ertappt mich über dem Livius und hält mir eine strenge Strafpredigt: „Also so treibst Du es, und das sind die Mittel und Wege, welche Du in Anwendung bringst, um Deine Kameraden zu überflügeln und Dich bei den Lehrern in Gunst zu setzen! Nun, die andern werden es Dir wohl noch deutlicher sagen.“ Beschämt gestand ich mein Unrecht ein und war schwach genug, Nietzsche zu bitten, den andern gegenüber das Vorkommnis zu verschweigen, was er versprach und auch gehalten hat. Aus jener Clique ging nach ihrem Zerfall eine Art Dreibund hervor zwischen Nietzsche, mir und einem gewissen Meyer, welcher schön, liebenswürdig und witzig, auch ein vorzüglicher Zeichner von Karikaturen war, aber mit Lehrern und Schulordnung in ewigem Kampfe lag. Noch in Obersekunda mußte er abgehen; Nietzsche und ich geleiteten ihn bis ans Thor und kehrten wehmütig um, nachdem er auf der Kösener Landstraße unsern Blicken entschwunden war. Noch einmal, es mag fünf Jahre später gewesen sein, habe ich Meyer wiedergesehen, als er mich, mit dem später als ein Opfer des Krieges gestorbenen Hempel, von Neuwied aus bei meinen Eltern zu Oberdreis besuchte. Selten habe ich in ein so zerrissenes Menschenherz geblickt. Durch allerlei widerwärtige Schickungen gebrochen, physisch und moralisch krank, mit Gott, der Welt und sich selbst zerfallen, so zeigte er sich damals. Er hatte es bis zum Steuersupernumerar gebracht und ist später ganz verschollen, wahrscheinlich auch nicht mehr am Leben. Dieser Meyer also war bis zu seinem Abgange im Jahre 1862 der dritte in unserm Bunde. Freilich mußte ich mit Schmerz bemerken,

daß dasjenige, was ich an Nietzsche suchte und schätzte, sich sehr wenig vertrug mit dem, wozu Meyer ihn herüberzuziehen bestrebt war. Dies ging so weit, daß die beiden eine Zeit lang meiner überdrüssig wurden und, ohne daß etwas Besonderes vorgekommen wäre, mit mir brachen. Hierzu giebt es in Pforta, wo keiner dem andern aus dem Wege gehen kann, das in seiner Art wertvolle und zweckmäßige Mittel des Tollseins. Man erklärt sich mit jemandem für toll, d. h. man betrachtet es als einen Ehrenpunkt, mit ihm nie und nirgends und unter keinen Umständen ein Wort zu sprechen. Wertvoll nannte ich dieses Mittel, weil es Schlimmeres, z. B. Raufereien u. dgl. verhütet. Nietzsche und Meyer waren also toll mit mir. Sechs Wochen lang dauerte diese schwere Zeit, und mit Freuden begrüßte ich die ersten Symptome einer Annäherung von der andern Seite. Ich trieb damals mit dem längst verewigten Melzer Italienisch, was nur dadurch möglich war, daß wir eine Stunde früher als die andern, also statt um 6 schon um 5 Uhr, aufstanden. Dies wurde natürlich als Strebertum vielfach verurteilt und bespöttelt. Meyer machte, wenn ich nicht irre, damals ein Spottgedicht auf mich, in welchem es hieß:

Des Morgens früh beim ersten Grauen,
Wenn alles noch im Schlaf sich wiegt,
Da kann man schon den Spießer schauen,
Wie er vom Schlafsaal 'runter kriecht, u. s. w.

„Spießer" (vielleicht verwandt mit Spießbürger) ist in Pforta ein Scheltwort für solche, welche das Arbeiten in tadelnswerter Weise übertreiben. In dieser Zeit saß ich eines Abends kurz vor 8 Uhr auf dem Korridor in der Nähe der Schulglocke und beobachtete die Uhr. Unter den auf und ab spazierenden Gruppen waren auch Nietzsche und Meyer. Plötzlich machen sie vor mir Halt und fragen: „Che ora è?" Überrascht antworte ich: „Otto ore, in tre mi-

nuti", und lachend ziehen die beiden weiter, indem sie darüber spotten, daß ich minuti gesagt habe, da doch die Minute weiblichen Geschlechts sei. Natürlich trachtete ich nach Revanche. An einem der nächsten Tage wurde in der Klasse bei Steinhart Virgil erklärt. Nietzsche erhob sich und gab eine jener verwegenen Konjekturen zum besten, welche nicht nur die Überlieferung, sondern auch den Autor selbst zu verbessern bemüht sind. Steinhart widerlegte in längerer lateinischer Rede Nietzsches Einfall und fragte zuletzt, ob noch jemand dazu das Wort wünsche, worauf ich mich erhob und sagte:

Nietzschius erravit, neque coniectura probanda est.

Steinhart schmunzelte, und die Klasse lachte über diesen improvisierten Hexameter. Nach diesem Vorgeplänkel erfolgte eines Abends die Austragung des Streites. Zufällig trafen die beiden Parteien und einige Unbeteiligte in einer Stube zusammen. Anzügliche Redensarten erfolgten von beiden Seiten, ohne direkt an den Gegner gerichtet zu sein. Vielmehr wurde einer der unbeteiligt und ruhig Dasitzenden mehr und mehr der Mittelsmann, an den beide Teile ihre Beschwerden richteten, gleich als ob er sie dem Gegner überbringen sollte, der doch alles unmittelbar hörte und auch sofort darauf replizierte. „Sagen Sie zu Nietzsche" ꝛc., „sagen Sie zu Deussen" ꝛc., „sagen Sie zu Meyer" ꝛc. — mit diesen Worten begannen die Vorwürfe, die man dem andern zu machen hatte. Immer lebhafter wurde die Wechselrede, bis man endlich die Fiktion, daß man zu dem Mittelsmanne redete, fallen ließ und das Wort direkt an den Gegner richtete, womit der Bann des Tollseins gebrochen war. Es folgte nun von beiden Seiten eine gründliche Aussprache und als Ergebnis derselben die definitive Versöhnung.

Nur noch einmal, nach Meyers Abgang, wurde Nietzsche auf kurze Zeit von mir durch eine schöngeisternde Koterie abgezogen,

deren innere Hohlheit ihn jedoch nicht auf die Dauer mir zu entfremden vermochte. Er fiel mir wieder zu, umsomehr, als er damals noch ein zurückhaltendes, etwas scheues Wesen hatte, wenig Befriedigung an dem Treiben der Menge fand und daher auch von den meisten wenig gekannt wurde. Man wußte nur von ihm, daß er sehr gute deutsche Aufsätze und hübsche Gedichte machte, in der Mathematik außerordentlich schwach war und meisterhaft auf dem Klavier zu phantasieren verstand.

Öfter zogen wir uns beide in ein leerstehendes Auditorium zurück, ich deklamierte mit Pathos ein Gedicht, und Nietzsche begleitete die Deklamation, z. B. von Schillers Glocke, mit den Tönen des Klaviers, wobei er mich immer wieder darüber tadelte, daß mein Vortrag zu laut sei. Durch derartige stille Unterhaltungen und tägliches Spazierengehen zu zweien isolierten wir uns von unsern Kameraden, welche, wie bemerkt, den stillen, in sich gekehrten Knaben wenig kannten und um so öfter verkannten. Seine Gleichgültigkeit gegen die kleinen Interessen der Kameraden, sein Mangel an esprit de corps wurden ihm als Charakterlosigkeit ausgelegt, und ich erinnere mich, wie eines Tages ein gewisser M. auf dem Musengang im Schulgarten in diskreter Weise zum Gaudium der Umstehenden einen Hampelmann produzierte, welcher aus einer Photographie Nietzsches ausgeschnitten und hergestellt war. Zum Glück hat mein Freund nie etwas davon erfahren.

Wenn ich jetzt auf die ehrbaren Pastoren, Lehrer, Ärzte, Offiziere, Architekten u. s. w. hinsehe, zu welchen sich unsere damaligen Kameraden fortentwickelt haben, und welche in der Sorge für Amt und Familie den eigentlichen Ernst des Daseins finden, so wird mir begreiflich, daß den meisten schon damals das Organ abging, einen Nietzsche zu verstehen. Was aus mir geworden wäre, wenn ich ihn nicht gehabt hätte, kann ich mir schwer klar machen. Die

Hochschätzung, vielleicht Überschätzung alles Großen und Schönen, und eine entsprechende Verachtung für alles, was nur materiellen Interessen diente, lag wohl von Natur in mir; aber dieser glimmende Funke wurde durch den täglichen Umgang mit Nietzsche zu einer Flamme der einseitigen Begeisterung für alles Ideale entfacht, welche nie wieder erloschen ist, auch nachdem sich meine Wege von denen des Freundes trennten. Damals, in Pforta, verstanden wir uns vollkommen. Auf einsamen Spaziergängen wurden alle möglichen Gegenstände der Religion und Philosophie, der Poesie, bildenden Kunst und Musik besprochen; oft liefen die Gedanken ins Dunkle aus, und wenn dann die Worte versagten, so blickten wir uns in die Augen, und der eine sprach zum andern: „Wir verstehen uns schon." Diese Redensart wurde zwischen uns zum geflügelten Worte; wir nahmen uns vor, sie als trivial zu meiden, und mußten lachen, wenn sie uns gelegentlich trotzdem entschlüpfte. Alle großen Namen der Geschichte, Litteratur und Musik belebten unsere Unterhaltung, und wenn ich mit den Alten mehr vertraut war, so besaß Nietzsche die größere Kenntnis der deutschen Litteratur und Vorzeit. In der Regel stand irgend ein Gegenstand im Mittelpunkte seines Interesses und reizte ihn zu produktiver Bearbeitung, wie er sich denn eine Zeit lang mit dem Entwurf zu einem Heldengedicht über Hermanrich trug. Es ist merkwürdig, daß Nietzsche, der ein so feines und tiefes Verständnis für alle Poesie hatte, doch niemals ein guter Recitator gewesen ist. Er ist daher auch zu unsern alljährlichen Fastnachtsaufführungen, soweit ich mich irgend erinnere, wenig oder gar nicht herangezogen worden. Unsere Klasse spielte Fastnacht 1862 den „Nachtwächter" von Körner, 1863 „Wallensteins Lager", 1864 die Handwerkerscenen aus dem „Sommernachtstraum", aber ich kann mich nicht mehr darauf besinnen, welche Rolle Nietzsche dabei spielte. Wohl aber erinnere ich mich, wie wir zum drei-

hundertsten Geburtstag Shakespeares am 23. April 1864 unter Koberſteins Leitung „Heinrich IV." mit verteilten Rollen öffentlich vorlaſen; Nietzſche hatte die Rolle des Heißſpornes Percy zu leſen, die er mit wohltönendem und ſympathiſchem Organ, jedoch nicht ohne falſches Pathos vortrug. Namentlich die Worte „die behalt' ich alle", in welche Percy bei der Zumutung, die Gefangenen auszuliefern, ausbricht, vermochte Nietzſche mir nicht zu Dank zu leſen, ſo oft wir es auch zuſammen probierten. Nietzſche war eben von Haus aus eine tiefernſte Natur, alles Schauſpielerhafte im tadelnden wie im lobenden Sinne lag ihm gänzlich fern; ich habe viele geiſtvolle Bemerkungen, aber ſelten einen guten Witz von ihm zu hören bekommen. Auch aus Sport und ritterlichen Künſten machte er ſich damals wenig; dem Turnen war er abhold, wie er denn ſchon früh zu körperlicher Fülle und zu Kongeſtionen nach dem Kopf neigte. Wenn ich ihm etwas vorturnte, ſo gab auch er regelmäßig ſein einziges Turnſtück zum beſten, welchem er ſcherzend eine große Bedeutung beilegte. Es beſtand darin, daß er am Barren von der einen Längsſeite aus den Leib mit den Beinen voran zwiſchen den beiden Stangen durchſchob, um jenſeits der andern Längsſeite herunterzukommen. Dieſes ſo einfache Stück, welches ein geübter Turner im Nu ausführt, vielleicht gar ohne die Stangen zu berühren, war für Nietzſche eine ſchwere Arbeit, bei der er dunkelrot wurde, außer Atem kam und in Schweiß geriet. Beſſer waren ſeine Leiſtungen im Schwimmen. Bei allem Sport ſtand ihm ſeine große Kurzſichtigkeit im Wege. Er trug regelmäßig ſchon die Brille und ließ noch als Pförtner einmal ſeine Augen unterſuchen. Der Arzt fand den Zuſtand derſelben nicht bedenklich, nur daß er auf die Möglichkeit hinwies, im höhern Alter einmal ganz zu erblinden. Dem Rauchen war Nietzſche von jeher abgeneigt, höchſtens daß er es einmal aus Mutwillen that. Auch im Trinken war er ſehr mäßig.

Aber gerade dadurch war ein vereinzelter Exceß in seinen Folgen um so bemerkbarer; Nietzsche mußte ihn mit zeitweiligem Verluste des Inspektorats büßen und verlor, wenn ich mich recht erinnere, durch dieses Vorkommnis für immer seine Stellung als Primus unserer Ordnung, die er längere Jahre behauptet hatte.

Inzwischen war der Termin unseres Abiturientenexamens, Michaelis 1864, herangerückt, und die gemeinsame Arbeit und Sorge um das ehrenvolle Bestehen knüpfte die Freunde nur noch enger an einander. Wir hatten für das letzte Semester, Sommer 1864, die Wahl, entweder alle häuslichen Arbeiten der Primaner mitzumachen, oder von ihnen allen entbunden zu sein und dafür eine große lateinische Arbeit mit freiem Thema und von wissenschaftlichem Charakter zu verfassen. Natürlich wählten wir das Letztere. Ich untersuchte die religiösen Anschauungen des Herodot und ihren Einfluß auf seine Geschichtsdarstellung; Nietzsche handelte über die litterarische Komposition der Gedichte des Theognis, bei welchem die Worte gut und böse so viel bedeuten wie aristokratisch und plebejisch. Es ist bekannt, wie sehr diese Eindrücke, welche damals unser tägliches Gespräch bildeten, auf die spätern moralischen Anschauungen Nietzsches eingewirkt haben. Auf diese Verhältnisse bezieht sich auch ein Brief, den Nietzsche aus Naumburg während der Sommerferien, kurz vor dem Examen, an mich richtete. (Vgl. das hier eingefügte Faksimile.)

1. Nietzsche an Deussen.

[Naumburg, im Juli 1864.]

Mein sehr lieber Deussen,

Es ist Freitag 5 Uhr Nachmittag, und ich habe so eben meiner Theognisarbeit letztes Blatt geschrieben, das Ganze zusammen gelegt

und es in der Hand gewogen. Darauf zog ich das erste, beste Stück Papier heraus, um Dir Nachricht von mir zu geben.

Wenn je, so hätte ich Dich jetzt recht nöthig; vielleicht hast Du eine ähnliche Empfindung.

Montag früh begann ich meine Arbeit zweifelhaften Sinnes und schrieb an diesem Tag 7 große Bogenspalten; am zweiten Tag Abends hatte ich 16 Seiten, am dritten 27; ist da nicht eine schöne Progression in diesen Zahlen 1·7, 2·8, 3·9? Donnerstag und heute schrieb ich den Rest; es sind 42 große, enge Seiten, die ins Reine geschrieben recht bequem 60 geben werden, wahrscheinlich mehr. Eine Einleitung von einer Seite, 3 Capitel.

I. De Megarensium Theog. aetate rebus. De Theog. vita.

II. De Theogn. scriptis.

III. Theogn. de deis, de moribus, de rebus publicis opiniones examinantur.

Ein kurzer Schluß.

Ob ich damit zufrieden bin? Nein, nein. Aber ich hätte kaum etwas besseres, selbst wenn ich mich noch mehr angestrengt, sagen können. Einige Parthien sind langweilig. Andere sprachlich unbeholfen. Hier und da einiges überspannt, wie ein Vergleich des Th. mit Marquis Posa! Meine vorher angefertigten Collektaneen über Theognis habe ich zum größten Theil ausgeschrieben. Aergerlich ist mir, daß ich sehr oft habe Stellen abschreiben müssen. Citirt habe ich Theognis so oft, daß sicher der größere Theil der Fragmente von mir citiert ist.

Nun vernimm von meinem Leben. Früh, nicht all zu früh stehe ich auf und trinke dann Kaffee. Nach demselben begebe ich mich in meine Stube, ein großer Tisch steht hier, ganz bedeckt mit zum Theil aufgeschlagenen Büchern; ein gemüthlicher Großvaterstuhl; ich selbst bekleidet mit meinem schönen Schlafrock.

Ich ſchreibe nun. Ungefähr um 1 eſſe ich mit Mutter u. Schweſter zu Tiſch, trinke mein heißes Waſſer, ſpiele ein geringes Klavier und trinke Caffee. Dann ſchreibe ich wieder. Um ſechs wird mir der Thee und mein Abendbrot auf meine Stube gebracht; ich trinke u. eſſe und ſchreibe. Es wird dunkel. Ich raffe mich auf, ſehe nach der Uhr, 1 halb Neun. Ich ziehe mich ſchleunigſt an, verlaſſe unſre Wohnung und eile in dem Düſter der hereinbrechenden Nacht in die Saale. Dieſe iſt kühl, kalt, darum erquickend; der Fluß rauſcht, alles iſt ſtill, der Nebel und ich ruhen auf dem Waſſer. Der Wind bläſt, wenn ich zurück gehe. Ich bin guter Dinge durchweg. Bis jetzt greift mich auch meine etwas anſtrengende Lebensweiſe noch nicht ſehr an.

Morgen kommt unſer Schenkel und bleibt bis Dienſtag. Dieſe Tage ſind der Erholung geweiht. Ich freue mich auf ihn. Und will ihn von Dir grüßen.

Jetzt weißt Du von meiner Arbeit und meinem Leben, was beides ſo ziemlich in einander aufgeht.

Die nächſte Zeit laſſe ich die Arbeit ruhen. Nun kommen die andern Studien, die eben ſo drängen.

Ei daß wir uns nicht wieder geſehen haben am Tage der Abreiſe! Indeſſen biſt Du mir noch wohl erinnerlich in Deiner letzten Handlung: Du kaufteſt Dir Cigarren; ich bilde mir ein, es geht Dir wohl, denn Du haſt ja Taback.

Wenn mir nur alles ſogleich einfiele, was ich Dir noch mitzutheilen oder von Dir zu fragen hätte! Halt! Dies, was Dir lieb ſein wird. Die Ausſichten für Bonn ſind gut und werden von meiner Mutter durchaus protegiert. Desgleichen die der Rheinreiſe, was Dir gewiß von Intereſſe.

Ich ergreife gerade dieſe Gelegenheit, Dich zu bitten, mich Deinen verehrten Eltern auf das Beſte zu empfehlen.

Sonnabend war ich bei Kletschke, er ist nun abgereist. Corssen ist abgereist und am andern Tage zurückgekommen. Echt corssenhaft!

Was ich bis jetzt allein von Musik treibe: Ich übe mir „Gretchen" den zweiten Theil der Faustsinfonie, ein (von Liszt natürlich). Zauberhaft gut und wohlthuend ist dies Gretchen. Dagegen ist mir „Faust" zu großartig u. „Mephist." zu groteſk u. schrullenhaft.

Melodien kommen in den Kopf und gehen; denn ich habe keine Zeit, sie zu verarbeiten. Verschen habe ich auch machen wollen. Aber es wurde nichts. Dann u. wann singt mir meine Schwester ein schönes Lied vor.

Ich bin übrigens so ungestört und wohl aufgehoben und meiner Zeit eigner souveräner Herr, daß ich meinen Wunsch des Alleinseins in die Rumpelkammer der Schrullen verweise. Es geschieht mir so manches Liebe u. Erheiternde. Das erweitert den Geist ungemein. Viel mehr als brütendes Alleinsein.

Lebe recht wohl, mein lieber Deussen! Theile mir in Kürze vieles Spezielle mit. Ich interessiere mich für alles. Meine Dissertation von Rintelen habe ich nicht bekommen können. Vielleicht siehst Du zu. Ich denke oft und gern an Dich.

Dein

Fritz N.

Endlich rückte das Abiturientenexamen heran, und zunächst die Klausurarbeiten. Im deutschen Aufsatz über Glück und Gefahren des Reichtums schrieb Nietzsche eine 1, im lateinischen Aufsatze de bello Punico primo ebenfalls eine 1, und in der mathematischen

Arbeit eine 4 (ungenügend). Dieses machte ihm grimmige Sorge. Und in der That hätte beinahe der Begabteste von uns allen vom Examen zurücktreten müssen. In dieser Zeit gingen wir eines Abends auf dem Steinwege vor dem Schulhause auf und ab; Nietzsche schüttete sein ganzes kummervolles Herz vor mir aus, und ich suchte, ihn zu trösten. Was liegt daran, sagte ich, daß Du jetzt schlecht bestehst, wenn Du nur überhaupt bestehst. Du bist und bleibst begabter als wir andern alle und wirst auch mich, den Du jetzt beneidest, weit überflügeln. Du mußt wachsen, ich muß abnehmen; dies Wort wird sich auch hier erfüllen. Wie ich vorausgesehen, verlief denn auch die Sache ganz gnädig. Nietzsche wurde zwar nicht vom mündlichen Examen dispensiert, erhielt aber das Zeugnis der Reife.

Der 7. September 1864 war der große Tag, wo wir, enger als je verbündet, aus der stillen klösterlichen Zucht in die weite, weite Welt traten. Es war uns zuerst wie den Träumenden, und es dauerte geraume Zeit, bis wir uns an das neue Lebenselement gewöhnten. Unser Entschluß war, die Mulusferien zusammen teils in Naumburg, teils bei meinen Eltern und Verwandten am Rhein zu verbringen und dann zusammen in Bonn zu studieren.

Die ersten Wochen verlebten wir im Nietzscheschen Hause in Naumburg in Gesellschaft der an Frau Aja erinnernden, lebhaften, stets heitern, stets erheiternden Mutter und der siebzehnjährigen, in lieblichster Mädchenblüte stehenden Schwester, einem Schmetterlinge vergleichbar, der über Blütenkelche dahineilt. Der Eindruck, den sie machte, war hinreißend, aber ich hätte damals nicht geglaubt, daß so viel Ernst in ihr steckte, wie er sich später großen Lebensaufgaben gegenüber entwickelt und bewährt hat. Frau Pastor Nietzsche unterließ es nicht, uns in den Kreis ihrer geheimrätlichen Freundinnen einzuführen, welche sich an meiner Offenherzigkeit, Naturfrische und

Naivität ergötzten, während ich den Versicherungen meines Freundes, daß so der vornehme Ton und die vornehme Gesellschaft aussehe, gern Glauben schenkte. Auch mit den Naumburger Jugendfreunden Nietzsches, sowie mit Erwin Rohde, fand eine freundliche, wenn auch nur kurze Berührung statt.

Nachdem Nietzsches Ausrüstung zur Universität von Mutter und Schwester bis ins Kleinste vollendet war, traten wir die Reise nach dem Westen an. Unsere erste Station war Elberfeld, wo wir bei meinen dort lebenden, den besseren Kaufmannskreisen angehörenden Verwandten freundliche Aufnahme fanden. Uns beiden schloß sich mein Jugendfreund und entfernter Cousin Ernst Schnabel an. Er war schon von den Zeiten der Schulkameradschaft her als Tertianer zu Elberfeld 1857—59 mein nächster Freund, der nächste, den ich außer Nietzsche im Leben gehabt habe. Schon 1859 liebten wir gemeinsam ein Mädchen, eine entfernte Cousine, mit Namen Maria Stürmer, die in Elberfeld bei einer alten bigotten Tante von uns lebte. Diese Rivalität steigerte nur noch unsere romantische Freundschaft. Eines Tages rissen wir ihr Bild von der Wand und ließen davon heimlich und in der Eile zwei Kopien anfertigen, welche sehr blaß ausfielen. Die eine nahm ich 1859 mit nach Pforta, wo ich sie an einer mir stets sichtbaren Stelle meines Schrankes aufhing und inbrünstig wie eine Heilige verehrte. Unter den Kameraden war sie bekannt als das „Nebelbild". Inzwischen hatte der stets in ihrer Nähe weilende Ernst Schnabel das Herz des seelenguten Mädchens für sich zu gewinnen gewußt, und es war vielleicht am 17. Oktober 1863 oder um diese Zeit, als von Ernst Schnabel in Pforta ein langer Brief einlief, welcher unter den feurigsten Freundschaftsbeteuerungen die bittere Mitteilung enthielt, daß Mariechen Stürmer sich erklärt habe, und zwar dahin, daß mir ihre größte Hochachtung und wärmste Freundschaft, daß aber ihre Liebe Ernst Schnabel

angehöre. In tiefster Niedergeschlagenheit wandelte ich an jenem Tage mit Nietzsche auf dem Korridor von Schulpforta. Er las meinen Brief und suchte mich mit Gründen der Philosophie und Religion, mit Beispielen aus der Geschichte und Litteratur aufzurichten. Der wahre Trost blieb mir verborgen und sollte es noch lange bleiben. Er bestand darin, daß an demselben Tage, wenn obige Berechnung richtig ist, und zu derselben Stunde, als Nietzsche mich so liebevoll zu trösten suchte, im fernen Berlin ein Mägdelein geboren wurde, welches nun schon seit vierzehn Jahren als treue Gattin Freud und Leid des Lebens mit mir teilt. Nicht so glücklich hat es Ernst Schnabel getroffen. Leichtsinnig, wie er war, gründete er mit einem andern ein Geschäft in Barmen, heiratete sein und mein Mariechen und lebte einige Jahre herrlich und in Freuden. Das Geschäft ging zurück und mußte aufgelöst werden; der Kummer nagte an Mariechen, sie gebar ihrem Gatten ein Söhnchen und starb. Ernst fand keine Ruhe mehr in der Heimat; er ließ das Kind bei den Großeltern und zog als Kaufmann nach Havanna. Seine Briefe schilderten, wie dort das gelbe Fieber wütete, wie die Scheiterhaufen zur Reinigung der Luft in den Straßen loderten, bis dann ein Brief von anderer Hand meldete, daß auch Ernst Schnabel der Wut des Fiebers erlegen und im fernen Havanna begraben sei. Bald darauf starb auch das Kind. So hat sich über dieser ganzen Liebestragödie das Grab geschlossen.

Zehn Jahre vor diesem traurigen Ausgang war es, daß 1864 in Elberfeld zu Nietzsche und mir Ernst Schnabel sich gesellte. Witzig, geistreich, lebhaft bis zum Übermaß, aber auch leichtsinnig bis in die Fingerspitzen hinein, so trat Ernst Schnabel unserer Reisegesellschaft bei und wußte uns zu mancherlei Tollheiten hinzureißen. Wir fuhren zu dreien nach Königswinter und ließen uns, von Wein und Freundschaft trunken, trotz der Beschränktheit unserer

Mittel dazu überreden, Pferde zu nehmen und auf den Drachenfels hinaufzureiten. Es ist das einzige Mal, daß ich Nietzsche zu Pferde gesehen habe. Er war in einer Stimmung, in der er sich nicht so sehr für die schöne Gegend wie für die Ohren seines Pferdes interessierte. Immer wieder stellte er Messungen an denselben an und behauptete, nicht darüber ins Klare kommen zu können, ob er ein Pferd oder einen Esel reite. Noch toller trieben wir es am späten Abend. Wir zogen zu dreien durch die Straßen des Städtchens, um den Mädchen, die wir hinter den Fenstern vermuteten, Ovationen darzubringen. Nietzsche flötete und girrte: fein's Liebchen, fein's Liebchen, Schnabel führte allerlei lose Reden von einem armen rheinischen Jungen, der um ein Unterkommen für die Nacht bitte, und ich selbst stand daneben und wußte mich in diese neue Situation noch gar nicht zu finden, als ein Mann aus der Thür stürzte und uns unter Schmähworten und Drohungen verjagte. Gleichsam zur Sühne für dieses, übrigens vereinzelte Vorkommnis geschah es, daß wir am nächsten Tage im Klavierzimmer des Berliner Hofes eine Flasche Wein bestellten und durch das wundervolle Phantasieren Nietzsches unsere Seelen läuterten. Endlich langten wir alle drei in meinem Elternhause in Oberdreis an und genossen hier noch wochenlang das harmlose Dasein in der reinen Bergluft des Westerwaldes und im Umgange mit Eltern und Geschwistern, Freunden und Freundinnen, welche kommend und gehend das gastliche Pfarrhaus auf dem Lande belebten. Am 15. Oktober feierten wir den Geburtstag meiner Mutter und zugleich den Nietzsches und stiegen dann von dem Gebirge des Westerwaldes in das Rheinthal nach Neuwied hinab, von wo uns der Dampfer in wenigen Stunden nach Bonn führte.

Unsere erste Sorge war um eine Wohnung. Ursprünglich beabsichtigten wir, ein größeres Zimmer gemeinsam zu bewohnen,

ſtanden aber davon ab, als ſich herausſtellte, daß ein ſolcher Salon teurer als zwei einzelne Zimmer ſein würde. Wir hatten aber beide Grund, unſere Mittel zu Rate zu halten. Mir konnten meine Eltern nur 20 Thaler monatlich geben, während bei Nietzſche, der ſein Erbteil von väterlicher Seite zum Studium verwendete, die Hoffnung beſtand, daß er monatlich mit 25 Thalern auskommen würde. In der Regel war das wohl nicht möglich, und dann klagte er in Briefen an ſeine Mutter, daß das Geld immer ſo leicht weglaufe, wahrſcheinlich weil es ſo rund ſei.

Wir mieteten alſo zwei einzelne „Buden", wie der Studentenausdruck iſt. Die meine lag in der Hoſpitalgaſſe, während die Nietzſches an ihrer Einmündung in die Bonngaſſe lag. Gegenüber ragte der Turm einer Kirche hervor, und Nietzſche beſprach öfter mit mir den Plan, ſich oben hoch bei dem Türmer einzumieten, um dem Lärm des Straßenlebens ferner zu ſein. In Nietzſches Haus, beim Drechsler Oldag, hatten wir auch unſern Mittagstiſch. Eine anmutige Verwandte des Hauſes, Fräulein Mariechen, bediente uns und ſetzte ſich öfter zu uns. Sie hatte ein rheinländiſch freies, aber darum nicht ungeſittetes Weſen, und es iſt zu keiner nähern Beziehung zu ihr gekommen. In den nächſten Tagen ließen wir uns immatrikulieren, beide zunächſt in der theologiſchen Fakultät. Aus ihr ging Nietzſche ſchon nach einem Semeſter, ich erſt nach vier Semeſtern, zum Verdruß meiner Eltern, in die philoſophiſche Fakultät über. Doch dies hing mit äußeren Verhältniſſen zuſammen. Unſer eigentliches Studium war von vornherein klaſſiſche Philologie; Ritſchl und Jahn waren die Koryphäen, die uns nach Bonn gezogen hatten. An beide, wie auch an Schaarſchmidt, hatten wir von Pforta gemeinſame Empfehlungen. Wir erſchienen bei Jahn. Er las den Brief und ſagte treuherzig aber kurz: „Wenn ich Ihnen irgend nützlich ſein kann,

so wenden Sie sich nur an mich". Wir kamen zu Ritschl, in dessen Haus ein fortwährendes Kommen und Gehen und kurzes Abfertigen der Studenten stattfand. Er riß den Brief eilfertig auf: „Ach, mein alter Freund Riese! Was macht der denn? Geht es ihm gut? Also Deussen ist Ihr Name. Nun, besuchen Sie mich recht bald wieder." Nietzsche stand betroffen und konnte sich nicht enthalten, zu bemerken, daß auch von ihm in dem Briefe die Rede sei. „Ach ja wohl", rief Ritschl, „es sind ja zwei Namen, Deussen und Nietzsche. Freut mich, freut mich. Nun, meine Herren, besuchen Sie mich recht bald wieder." Diese Aufnahme unserer Empfehlungsbriefe war nicht sehr ermutigend, und da Schaarschmidt nicht zu Hause war, so ließen wir unsern Empfehlungsbrief bei ihm und dachten nicht weiter an die Sache. Aber Schaarschmidt ließ uns besonders zu sich entbieten. Wir fanden in ihm einen bis zur Unruhe lebhaften, beweglichen Mann und sahen uns, als wir von ihm kamen, erstaunt an. Das also ist ein Philosoph? Einen solchen hatten wir uns allerdings ganz anders gedacht. Übrigens war Schaarschmidt der einzige, der sich unser wirklich annahm. Er zog uns in seine Familie, richtete für uns ein Plato-Kränzchen ein und hatte für alle Anliegen stets ein williges Ohr. Wir hörten bei ihm Geschichte der Philosophie und über die platonische Frage, dazu bei Ritschl Miles gloriosus und bei Jahn Symposion, daneben einige Theologica, die wir jedoch als allzu langweilig bald vernachlässigten. Um diese Zeit war das neue Leben Jesu von Strauß erschienen. Nietzsche schaffte es sich an, und ich folgte seinem Beispiele. In unseren Gesprächen konnte ich nicht umhin, meine Zustimmung auszudrücken. Nietzsche erwiderte: „Die Sache hat eine ernste Konsequenz; wenn Du Christus aufgiebst, wirst Du auch Gott aufgeben müssen".

Überwiegend fühlte sich Nietzsche in diesem ersten Studienjahr

von den griechischen Lyrikern angezogen. Während ich sehr viel Zeit mit dem Sanskrit verthat, wählte er immer kleine Gegenstände, zeigte sich aber in diesen sogleich produktiv. Ein Lieblingsthema war das Danaelied des Simonides, dessen kritische Behandlung ihn lange beschäftigte. Daneben arbeitete er seinen Theognis für eine Seminararbeit um, interessierte sich schon für Homer, Sokrates, Diogenes Laertius, und während es mein Bestreben damals war, die Dichter und Denker zu genießen und in ihrem Genusse auszuruhen, fand er keine Befriedigung, wo er nicht — produktiv sein konnte. Inzwischen waren für uns beide Verhältnisse eingetreten, welche die wissenschaftliche Arbeit fürs erste sehr einschränken sollten. Wir hatten beide keine besondere Neigung gehabt, einer Verbindung beizutreten, aber ansehen wollten wir uns die Sache, und so hatten wir nichts dagegen einzuwenden, als Stöckert, ein ehemaliger Pförtner und jetziger Francone, uns einlud, ihn auf die Franconenkneipe zu begleiten. Hier hatten sich als Gäste außer uns beiden noch fünf weitere Pförtner eingefunden; die Stimmung war sehr animiert, und als einer der Pförtner, ich glaube es war der jetzt in Rudolstadt wirkende Haushalter, unter dem frenetischen Jubel der circa dreißig Franconen seinen Eintritt erklärte, da folgten bald der zweite und dritte und zuletzt alle sieben Pförtner, mit Einschluß von Nietzsche und mir. Wir gingen nach Hause mit dem dämmernden Bewußtsein, daß wir uns gegen unsere Vorsätze hatten fortreißen lassen und einen Schritt gethan hatten, dessen Folgen sich noch nicht übersehen ließen. In der Franconia, der an einem Abende so viele wertvolle Elemente zugefallen waren, herrschte damals ein reges burschikoses Leben, welches bei jeder Gelegenheit in Excentricitäten ausartete. Besonderes Wohlgefallen konnte weder Nietzsche noch ich daran finden. Die patriotischen Simpeleien hatten für uns

als Kosmopoliten wenig Reiz, das zwangsweise betriebene wüste Trinken an den Kneipabenden widerte uns an. Der pedantische Unterricht, den uns in Kapiteln und Paragraphen der Fuchsmajor über die trivialsten Dinge erteilte, erschien uns lächerlich, und wenn wir fast alle Sonnabende die Vorlesungen, mochten sie auch noch so interessant sein, schwänzen mußten, um in einer abgelegenen Scheune außerhalb der Stadt zuzusehen, wie Franconen und Alemannen sich die Gesichter zerhackten, so konnten wir auch daran kein Wohlgefallen finden. Natürlich wurde der Paukboden eifrig besucht; auch Nietzsche übte sich so gut er konnte, und es gelang ihm denn auch, eine Forderung zum Duell zu erhalten. Die Art, wie er sich dabei benahm, war originell genug. „Ich ging gestern", so erzählte er mir am folgenden Tage, „nach dem Kneipabend auf dem Markte spazieren. Ein Alemanne gesellte sich zu mir; wir hatten ein sehr animiertes Gespräch über allerlei Gegenstände der Kunst und Litteratur, und beim Abschied bat ich ihn dann aufs höflichste, doch mit mir «hängen» zu wollen. Er sagte zu, und nächstens werden wir miteinander losgehen." Mit etwas bänglichen Gefühlen sah ich den Tag herannahen, an welchem unser Freund, der nicht nur wie Hamlet durch einen Lesefehler (fat für hot), sondern in Wirklichkeit etwas korpulent und dabei sehr kurzsichtig war, ein seinen Anlagen so wenig angemessenes Abenteuer bestehen sollte. Die Klingen wurden gebunden, und die scharfen Rapiere blitzten um die entblößten Köpfe. Es dauerte auch kaum drei Minuten, und es gelang dem Gegner, Nietzschen eine Tiefquart quer über den Nasenrücken zu applizieren, gerade an der Stelle, wo ein zu stark drückender Kneifer einen roten Eindruck zu hinterlassen pflegt. Das Blut tropfte zur Erde und wurde von den Sachverständigen für eine hinreichende Sühne alles Vergangenen befunden. Ich packte meinen wohlverbundenen Freund in einen Wagen, legte ihn

zu Hause ins Bett, kühlte fleißig, verweigerte Besuche und Alkohol, und in zwei bis drei Tagen war unser Held wieder hergestellt bis auf eine kleine Narbe quer über dem Nasenrücken, die er zeitlebens behalten hat, und die ihm nicht übel stand. So ließen wir uns eine Zeit lang das mehr excentrische als geistreiche Treiben unserer Verbindungsbrüder gefallen. Charakteristisch, mehr für das, was wir galten, als für das, was wir waren, sind die auf uns gemünzten Verse des Nationalliedes der Franconia, welches bei jeder Gelegenheit abgesungen wurde. Nietzsche hieß mit seinem Kneipnamen „Gluck", mich pflegten sie „Meister" zu nennen. Unsere Verse lauteten:

Tragödien und Romanzen, dran er sich sehr ergötzt,
Hat Gluck viel komponieret und in Musik gesetzt.
Kommt abends er nach Hause, küßt ihn ein roter Mund;
Vor lauter Thee und Zuckerwerk kommt er noch auf den Hund.
Und mit heirassassa die Franconen sind da,
Die Franconen sind lustig, sie rufen hurrah!

Poussierend seine Nase sitzt Meister still zu Haus,
Ochst siebenundsiebzig Sprachen, raucht siebzehn Pfeifen aus.
Wenn er sich mal bekneipt hat, und man ihn redet an,
Antwortet er auf Griechisch, der grundgelehrte Mann.
Und mit heirassassa die Franconen sind da,
Die Franconen sind lustig, sie rufen hurrah!

Die Bemerkung über Thee und Zuckerwerk war nicht unrichtig. Nietzsche liebte die Süßigkeiten sehr und ließ sich oft dergleichen geben, während ich meine Cigarre rauchte. Scherzweise pflegten wir darüber zu streiten, welcher von uns bei seiner Weise billiger fortkomme. Was aber das erwähnte Küssen des roten Mundes betrifft, so habe ich nie bemerkt, daß Nietzsche zu dergleichen neigte. Nicht ganz gern teile ich hier eine Geschichte mit, welche

als ein Beitrag zu Nietzsches Denkweise es verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. Nietzsche war eines Tages, im Februar 1865, allein nach Köln gefahren, hatte sich dort von einem Dienstmann zu den Sehenswürdigkeiten geleiten lassen und forderte diesen zuletzt auf, ihn in ein Restaurant zu führen. Der aber bringt ihn in ein übel berüchtigtes Haus. „Ich sah mich," so erzählte mir Nietzsche am andern Tage, „plötzlich umgeben von einem halben Dutzend Erscheinungen in Flitter und Gaze, welche mich erwartungsvoll ansahen. Sprachlos stand ich eine Weile. Dann ging ich instinktmäßig auf ein Klavier als auf das einzige seelenhafte Wesen in der Gesellschaft los und schlug einige Akkorde an. Sie lösten meine Erstarrung, und ich gewann das Freie." Nach diesem und allem, was ich von Nietzsche weiß, möchte ich glauben, daß auf ihn die Worte Anwendung finden, welche Steinhart in einer lateinischen Biographie des Platon uns diktierte: mulierem nunquam attigit. Eine solche Thatsache, wenn festgestellt, dürfte bei der Beurteilung dessen, was Nietzsche über die Weiber sagt, nicht außer Augen zu lassen sein. Übrigens war es nie seine Absicht, unverheiratet zu bleiben; die Frau schien nach seiner Auffassung in der Bedienung und Pflege des Mannes aufgehen zu sollen, und schon in Pforta pflegte er halb im Scherze zu sagen: ich werde wohl für mich allein drei Frauen verbrauchen.

Unsere Verbindung mit der Franconia war nicht von Dauer. Ich selbst trat auf dringlichen Wunsch meiner Eltern aus und wurde als beliebter Gesellschafter zum Konkneipanten ernannt, eine Vergünstigung, von der ich sehr wenig Gebrauch gemacht habe. Nietzsche verließ Bonn im August 1865, ohne dies der Verbindung auch nur anzuzeigen oder die Insignien zurückzuschicken. Er wurde infolgedessen dimittiert und ertrug dieses Schicksal mit der größten Gelassenheit.

Soweit es unter den Störungen, die das Verbindungsleben mit sich brachte, möglich war, wurden die Vorlesungen, namentlich die von Ritschl und Jahn, fleißig besucht, neben welchen Nietzsche noch bei Springer mittelalterliche Kunstgeschichte hörte. An ein näheres Verhältnis zu Ritschl war damals noch kein Gedanke. Gläubig saßen wir zu den Füßen des gefeierten Meisters in der Hoffnung, etwas von seinem Arcanum, der vielgepriesenen Ritschlschen Methode, auf uns übergehen zu sehen. Indes muß ich gestehen, daß gerade die Art, wie Ritschl in Varianten, Korruptelen und Konjekturen schwelgte, und in der Jahn ganze Stunden mit Aufzählung von Büchertiteln verbrachte, mich, dessen Seele von der Herrlichkeit des klassischen Altertums erfüllt war und auch geblieben ist, mehr und mehr der klassischen Philologie entfremdete, so sehr auch Nietzsche suchte, mich dabei festzuhalten, und mit Besorgnis meine damals noch nicht überwundenen Neigungen zur Theologie bemerkte. Völlig verstanden wir uns in unserer Liebe zur Kunst. Wir besuchten fleißig das Bonner und Kölner Stadttheater, fehlten nie im Beethoven-Verein und genossen Pfingsten 1865 im Gürzenich zu Köln die Darbietungen des niederrheinischen Musikfestes, vor allem die Schumannsche Komposition zum Schlusse des Goetheschen „Faust". Nietzsche selbst komponierte manches Lied von Petöfi und anderen und hat z. B. ein zierlich geschriebenes Heft mit eigenen Kompositionen meiner Schwester gewidmet.

Vieles ist mir noch von gemeinsamen Erlebnissen des Bonner Jahres, des letzten, in dem ich mich des täglichen Umganges mit Nietzsche erfreute, gegenwärtig, aber vergebens suche ich in diesen Erinnerungen nach Spuren der überraschenden Wendungen, welche Nietzsches Entwicklung späterhin durchgemacht hat. Schopenhauer war für uns beide damals noch unentdeckt oder vielmehr verdeckt durch das Gebahren derer, welche berufen gewesen wären, uns auf

ihn hinzuweisen. Sein Name wurde kaum zwischen uns genannt. Richard Wagner erfuhr häufige und lebhafte Erörterung, erschien aber seiner Bedeutung nach als durchaus problematisch. Der positiven Religion standen wir natürlich frei gegenüber, aber von einer Feindschaft gegen Christentum und christliche Moral, wie sie sich bei Nietzsche später herausbildete, war noch keine Rede. Im Gegenteil, als ich eines Tages das Gebet nur als subjektives Belebungsmittel der religiösen Gesinnung gelten lassen wollte, erklärte er dies für eine flache Feuerbachsche Ansicht, als hätte ich sie von diesem entlehnt, den ich damals noch gar nicht kannte.

Die alte Rivalität zwischen Ritschl und Jahn hatte sich im Jahre 1865 zu einem Streite zugespitzt, welcher das weitere Zusammenwirken beider Männer unmöglich machte. Ritschl ging nach Leipzig, und viele Studenten folgten ihm dorthin, unter ihnen auch Nietzsche, während ich ein späteres Nachkommen in unbestimmte Aussicht nahm. Als ich eines Abends im August 1865 Nietzsche zum Nachtdampfer geleitete, auf dem er seine Abreise antrat, da beschlich mich ein schmerzliches Gefühl der Vereinsamung. Daneben aber atmete ich erleichtert auf, wie einer, von dem ein schwerer Druck genommen wird. Nietzsches Persönlichkeit hatte in den sechs Jahren unseres Zusammenlebens einen mächtigen Einfluß geübt. Er hatte meiner Lage stets ein aufrichtiges Interesse gewidmet, zeigte aber eine Neigung, mich überall zu korrigieren, zu hofmeistern und gelegentlich recht sehr zu quälen, wie sich dies bei unserem weitern brieflichen Verkehr vielleicht noch deutlicher herausstellte. Da er fürchtete, ich möchte in die Theologie zurückfallen, so setzte er mir in den ersten Briefen unablässig zu, nach Leipzig zu kommen, das theologische Bärenfell abzustreifen, wie er sich später einmal ausdrückte, und mich als jungen philologischen Löwen zu gebärden. Ich entschloß mich endlich, und meine Bücher standen Ostern 1866

in Bonn gepackt und warteten nur noch auf eine Weisung, um nach Leipzig zu gehen. Unter ihnen befanden sich einige Bände von Ersch und Grubers Encyklopädie, welche Ritschl mit vielen anderen Büchern versehentlich zur Auktion gegeben, und die ich angekauft hatte. Ritschl hatte dann nach ihrem Verbleib geforscht, und ich war glücklich, ihm durch Nietzsche sagen zu lassen, daß ich zum Sommersemester in Leipzig eintreffen und die Bücher mitbringen würde. Inzwischen ging ich in den Osterferien nach Hause, traf dort mit meinem in Tübingen Theologie studierenden Bruder Johannes zusammen, und dieser bot alles auf, um mich für Tübingen und die Theologie zu gewinnen. In einer schlaflosen Nacht überdachte ich beide Möglichkeiten: dort Leipzig, hier Tübingen; dort Nietzsche, hier der Bruder und nahebei der künftige Schwager; dort die fruchtbare sächsische Ebene, hier die rebenbewachsenen Hügel Schwabens; dort Grammatik, Handschriftenvergleichung, Mikrologie, hier der Orient und die Bibelforschung mit ihren religiösen und ethischen Problemen. Ich entschloß mich kurzer Hand und ging mit nach Tübingen. Das dort zu den Füßen Becks und im Verkehr mit norddeutschen Theologiestudierenden verbrachte Semester hat mir die Freude an der Theologie gänzlich benommen. Mit schwerem Herzen und erst nach einigen Wochen schrieb ich an Nietzsche und sandte die Bücher für Ritschl. Alles, was ich dafür erhielt, waren Vorwürfe über Unzuverlässigkeit, Wankelmütigkeit, Unpünktlichkeit u. s. w. In wohlmeinender, aber scharfer Weise hielt mir Nietzsche vor, daß mein eigentlicher Beruf die Philologie, und daß meine neuerliche Hinwendung zur Theologie ein Fehltritt sei, den ich schwer werde büßen müssen. Die Ereignisse hatten ihm schon Recht gegeben; nirgends fand ich in Tübingen, wie ich es bei Nietzsche gewohnt war, ein unbefangenes Eingehen auf meine Gedanken; überall sprang mir Beschränktheit, Voreingenommenheit

und Streitsucht entgegen. Ich kam mir vor wie eine Krähe unter Tauben und wurde schweigsam, um nur nicht immer auf Widerspruch zu stoßen. Mein Entschluß, von der Theologie abzugehen, war schon im Stillen gefaßt, während wiederholt noch Briefe Nietzsches eintrafen, von deren Ton das folgende noch vorhandene Fragment eine Vorstellung giebt.

2. Nietzsche an Deussen.

[Spätherbst 1866.]

Lieber Freund,

wenn ich nur irgend etwas über Dein Geschick wüßte. Und wahrlich, es ist nicht meine Schuld. Ich muß annehmen, daß mein letzter Brief v. Ende August nicht an Dich gelangt ist: denn offen gestanden, ich würde es ebenso wenig verzeihen als begreifen können, wenn Du gerade diesen Brief unbeantwortet gelassen hättest. Also nehme ich den milderen Fall an, der mir allerdings sehr ungelegen gekommen ist: viele Briefe von mir könnten verloren gegangen sein an Stelle dieses einen, in dem ich Dich auf das angelegentlichste bat, Dein theologisches Bärenfell abzustreifen und Dich als jungen philologischen Löwen zu gebärden.

ad vocem Bärenfell. Ich bitte mir dies nicht übel zu deuten. Gewiß wirst Du tüchtig gearbeitet haben, aber ich bin nicht mehr im Stande, diese Arbeit zu schätzen, wenn ich an eine Bedingung dabei nicht glaube: nämlich daß diese Art Arbeit Dein Beruf sei. Ich glaube daran nicht, weil Du nach Deinem eignen Zeugnisse nicht daran glaubst. Und selbst wenn Du jetzt anders darüber

denken solltest, wie Du zur Zeit Deines letzten Briefes dachtest: ich fürwahr für meinen Theil werde mich nie überzeugen lassen, daß Du in Deinem Berufe arbeitest, so lange Du Dich für ein theologisches Examen vorbereitest.

Lieber Paul, es ist wirklich keine Kleinigkeit, in den 20ger Jahren längere Zeit über seinen Beruf im Unklaren zu sein. Wir Menschen haben nur wenige wirklich produktive Jahre: diese sind unvermeidlich mit dem bezeichneten Lebensalter entflohen. Die originalen Ansichten, die unser ganzes späteres Leben ausführen, mit Beispielen und Erfahrungen belegen und bekräftigen soll, werden in diesen Jahren geboren: da aber unser Beruf uns unser Leben hindurch begleitet, so ist es nöthig, daß in ihm jene Ansichten und Einsichten gefunden werden. Unser philologisches Studium hat aber die Eigenart, daß, um in ihm etwas Neues zu erkennen, um eine bahnbrechende Methode zu finden, auch zugleich ein Grad von Gelehrsamkeit und Routine d. h. Erfahrung und Übung nöthig ist. Also viel gelernt und viel verdaut, aber noch vielmehr gesucht, kombinirt, erschlossen.

Dazu gehört Zeit, viel Zeit. Ich beherzige immer die Klage Ritschls, der sich seine Studentenzeit wieder ersehnte, weil es die einzige Zeit des Lebens wäre, wo man viel und zusammenhängend arbeiten könnte. Nun, lieber Freund, Du weißt, wohin alles dies zielt. Es ist mir nicht bekannt, wie viel davon in Deiner Macht steht. Jedenfalls fürchte ich, daß Du nicht wie jeder andre Körper durch Deine eigne Schwere gefallen, (und ich kann Dein theologisches Studium nur als Deinen Fall bezeichnen) bist, sondern gezogen von Anderen. Wer diese sind, ist allerdings nicht gleichgültig, aber in Anbetracht der für das Leben entscheidenden Wichtigkeit dieses Schrittes dürfen diese „Anderen" nicht in Betracht kommen.

Du siehst, daß ich immer noch die Hoffnung auf Deinen philologischen „Flug" nicht aufgegeben habe. Diese Hoffnung muß also sehr stark sein. Ich ärgere mich, wenn ich an Deine „Theologie" denke, und deshalb verzeihe, wenn ich mich auch in diesem Briefe von ihr wegwende.

Je mehr ich und je heller ich, in den Vorhöfen der Philologie stehend, in ihre Heiligthümer einblicke, um so mehr suche ich für sie Jünger zu gewinnen. Das ist ein Studium, bei dem es manchen Tropfen Schweißes kostet, das aber auch wirklich jede Mühe lohnt. Die kräftige und kräftigende Empfindung einer Lebensaufgabe stellt sich dem wirklichen Philologen bald genug ein. Es soll uns ja nicht, lieber Paul, auf eine Lebensversicherungsanstalt und zeitige Pfründe ankommen. Aber wohl ersehnen wir beide Vertreibung jenes melancholischen Zustandes, wo der junge Geist noch keine Bahn gefunden hat, auf der er gesund einhergehen kann ....

Mit Befriedigung vernahm Nietzsche meine nunmehr als Bruch sich vollziehende Abkehr von der Theologie und meine Rückkehr nach Bonn im Herbst 1866, sowie meine Übersiedlung nach Berlin, Ostern 1867, um Philologie zu studieren. Auf meine Mitteilung von der Fertigstellung einer Arbeit über Euagoras von Cypern und über ein demnächst unternommenes Studium des Tacitus bezieht sich der folgende Brief.

3. Nietzsche an Deussen.

Mein lieber Freund,

als ich Deinen vorletzten Brief von Naumburg aus geschickt bekam, hatte ich sehr angenehme Empfindungen. An demselben

Morgen hatte ich schon andre Briefe bekommen und sonst Dinge erlebt, ich weiß nicht mehr was, die mich sehr glücklich stimmten. Ich hatte einen glücklichen Tag, aber das Hauptereigniß war für mich Dein Brief oder vielmehr die Nachrichten, der Ton, die Hoffnungen, die Entschlüsse Deines Briefes. Allerdings lachte ich mich im Stillen aus, daß ich noch vor wenig Tagen an eben denselben Menschen, der so zuversichtlich, sicher und auf festen Boden gestellt an mich schreibt, eine lange Epistel voller Wünsche und Aufforderungen geschickt hatte. Dieser Brief war an ein Phantom gerichtet: mein heutiger gilt endlich wieder dem Menschen, dem lieben Freunde und Philologen, der sich selbst und sein Studium wiedergefunden hat, der aus dem Irrgarten theologischer Scrupel zurückgekehrt ist, um seine Hochzeit mit der Philologia zu feiern. Jener liebe Freund hat mir auch schon in seinem letzten Briefe die glückliche Entbindung seiner Frau mitgetheilt, sodaß über das Glück jener Ehe gar kein Zweifel sein kann.

Wirklich, lieber Paul, selbst wenn Deine Briefe nicht so viel Verführungen und Lockungen meiner Eitelkeit enthielten, wenn ihr ganzer Inhalt in den Satz zusammengefaßt wäre „ich bin Philologe, arbeite das und das und bin zufriedener als je" so würden sie für mich auch dann die liebsten Genüsse und erhebendsten Freuden sein, die ich kenne. Der Gedanke ist mir allzu wohlthuend, nicht mehr zwischen uns hebräische Nebel zu haben, die uns verhindern, in rechter Gedankengemeinsamkeit miteinander durch das Leben zu gehen.

Heute nun erfülle ich zunächst Deinen Wunsch und schreibe ein philologisches Billet. Das Lexicon von W. Böttticher ist für Dich unentbehrlich, weil es 1 Artikel besitzt über den Ablativus mit sehr schätzbaren und reichen Zusammenstellungen; wenn man auch die Citate immer erst prüfen muß, da die Kollationen, denen

Böttiger folgte, nichts taugten. Aber es muß auch noch Specialarbeiten über den Taciteiſchen Ablativ geben, Gott weiß aber wo. Ich habe leider keine bibliographiſchen Handbücher. Über den Genetiv hat gut gehandelt ein gewiſſer Zernial. Sehr nützlich ſoll eine Arbeit von Dräger ſein „Die Taciteiſche Syntax". Auch vom Dr. Schmidt in Jena, dem Schildknappen Lucian Müllers, iſt ganz kürzlich eine Schrift über ſyntaktiſche Eigenheiten des Tacitus erſchienen, die ſehr gerühmt wird. Autorität in ſolchen Fragen ſcheint übrigens E. Wölflin in Winterthur zu ſein, der vor Kurzem im Philologus einen Jahresbericht über derartige Fragen gab. Darin hat mir beſonders der Nachweis gefallen, daß derartige Sammlungen ſtreng nach der chronologiſchen Folge der Taciteiſchen Schriften angelegt werden müſſen, weil der usus des Tacitus ſich in vielen kleinen Dingen verändert hat. Jedenfalls ſtehſt Du, lieber Freund, mit ſolchen Unterſuchungen auf einem gefährlichen Terrain, weil Du nach ſehr viel Anſtrengung plötzlich die Entdeckung machen kannſt, daß Deine Mühe unnütz, wenigſtens für die Wiſſenſchaft, war. Wenn ich Dir aber einen Schriftſteller nennen darf, wo derartige ſchätzenswerthe Einzelunterſuchungen noch nicht einmal begonnen ſind, ſo meine ich Ammian Marcellin. Ebenſo ergebnißreich, denke ich, werden Ablativſtudien im Apuleius ſein. Welche Erweiterungen des Ablativgebrauchs verſchafft ſich doch die afrikaniſche Latinität? Ich weiß nichts davon und kenne auch niemanden, der dieſes Gebiet irgendwie innehat.

Da Du zu Deinen andern Studien auch den Photius benutzt haſt, ſo wird bei Dir wohl etwas Intereſſe für deſſen βιβλιοθήκη hängen geblieben ſein. Hier haben wir wirklich eine vernachläſſigte Provinz. Ich weiß nicht ob die Textkritik hier noch viel zu thun hat, aber ich glaube es (vielleicht iſt in eben jenem cod. 176 ſtatt τήν τε ἕκτην καὶ ἑβδόμην καὶ δὴ καὶ τὴν ἑνάτην scil. διαπεπτω-

κέναι ἔφησάν τινες zu ſchreiben: ἑβδόμην καὶ ὀγδόην καὶ κτλ. Es iſt wohl ein τεῦχος von 4 Büchern verloren gegangen). Doch das meine ich nicht. Es läßt ſich aber ſehr viel aus den bibliographiſchen Angaben des Photius ſchließen und lernen. Die Gelehrſamkeit, die er mitunter zeigt, wird entweder aus den Prologen der Bücher ſelbſt ſtammen oder ſie iſt nachweisbar aus einem früher beſchriebenen Buche entnommen. So mache ich Dich auf eine Stelle aus der Beſchreibung ἐκλογαὶ Sopaters aufmerkſam cod. 161 p. 177 H. Hier ſcheint die Quelle zu ſein für ſeine Kenntniſſe über Lebensumſtände der Redner die zumeiſt wörtlich mit der pseudoplutarch. Schrift de decem orat. vit. ſtimmen. Daraus iſt nur zu lernen, daß ſchon Sopater nicht mehr den Verfaſſer jener Schrift kannte, die Schäfer mit Sicherheit dem Plutarch abſpricht.

Doch wir haben Wichtigeres zu thun, als über Photios zu ſprechen. Zunächſt vernimm, daß ich nicht von Leipzig fortgehe, daß alſo ein gemeinſamer Berliner Aufenthalt einſtweilen zu den Unwahrſcheinlichkeiten gehört.

Du glaubſt nicht, wie perſönlich ich an Ritſchl gekettet bin, ſo daß ich mich nicht losreißen kann und mag. Dazu habe ich immer die traurige Empfindung, daß allzu lange ſein Leben nicht mehr hingeſponnen wird; ich fürchte es geht einmal ſchnell zu Ende. Du kannſt nicht ahnen, wie dieſer Mann für jeden Einzelnen, den er lieb hat, denkt, ſorgt und arbeitet, wie er meine Wünſche, die ich oft kaum auszuſprechen wage, zu erfüllen weiß und wie wiederum ſein Umgang ſo frei von jenem zopfigen Hochmuth und jener vorſichtigen Zurückhaltung iſt, die ſo vielen Gelehrten eigen iſt. Ja, er giebt ſich ſehr frei und unbefangen, und ich weiß, daß ſolche Naturen ſehr oft anſtoßen müſſen. Es iſt der einzige Menſch, deſſen Tadel ich gern höre, weil alle ſeine Urtheile

so gesund und kräftig, von solchem Takte für die Wahrheit sind, daß er eine Art wissenschaftliches Gewissen für mich ist.

Also: ich bleibe noch etwas in seiner Nähe. Meine Aussichten in die Zukunft sind unbestimmt, somit ziemlich günstig. Denn nur die Gewißheit ist schrecklich. Mein Bestreben geht dahin mir jährlich auf eine ehrenhafte u. wenig Zeit raubende Weise ein paar hundert Th. zu erwerben, damit mir aber für eine Reihe von Jahren die Freiheit meiner Existenz zu wahren. Z. B. will ich gern etwa im Anfang nächsten Jahres nach Paris gehen und dort ein Jahr an der Bibliothek arbeiten. Doch das wird Dich nicht interessiren, mehr vielleicht, was und wie ich jetzt arbeite. Denn daß man in Briefen an Freunde von sich und seinen Erfahrungen spricht, ist nicht nur zulässig, sondern auch wünschenswerth. Briefe sind eben subjektive Stimmungsbilder.

Meine Laertiusarbeit wird in diesen Wochen niedergeschrieben. Mein Bestreben ist diesmal, das logische Grundgerippe nicht so sichtbar durchblicken zu lassen, wie dies in meiner mitfolgenden Theognisstudie der Fall ist. Dies ist übrigens sehr schwer. Wenigstens für mich. Ich möchte derartigen Dingen ein etwas künstlerisches Kleid geben. Du wirst meinen Eifer lächerlich finden, mit dem ich Farben reibe, überhaupt mich anstrenge, einen leidlichen Stil zu schreiben. Aber es ist nöthig, nachdem ich mich so lange vernachlässigt habe. Sodann vermeide ich möglichst streng die Gelehrsamkeit, die nicht nöthig ist. Das kostet auch manche Selbstüberwindung. Denn manches superfluum muß hinweggeschnitten werden, das uns gerade sehr gefällt. Eine strenge Exposition der Beweise, in leichter und gefälliger Darstellung, womöglich ohne jeden morosen Ernst u. jene citatenreiche Gelehrsamkeit, die so billig ist: das sind meine Wünsche.

Das Schwerste ist immer, den Gesammtconnex von Gründen,

kurz den Riß des Gebäudes zu finden. Dies ist eine Arbeit, die im Bett und auf Spaziergängen sich oft besser macht als am Studiertisch. Das grobe Material zusammen zu schaffen ist eine freundliche Arbeit, ob sie gleich oft etwas Handwerkmäßiges hat. Aber die Erwartung des endlich sich enthüllenden Zauberbildes hält uns munter. Am peinlichsten ist mir die Ausarbeitung, und hier reißt mir sehr oft die Geduld.

Jede größere Arbeit, das wirst Du auch empfunden haben, hat einen ethischen Einfluß. Das Bemühen, einen Stoff zu concentriren und harmonisch zu gestalten, ist ein Stein, der in unser Seelenleben fällt: aus dem engen Kreise werden viele weitere.

Kannst Du mir nicht einmal ganz offen schreiben, lieber Freund, wie viel Du zu Deiner jährlichen Existenz brauchst? Willst Du wirklich so schnell wie möglich und mit beiden Füßen zugleich in das Schulamt hineinspringen? Ich habe den entgegengesetzten Wunsch: möglichst lange von solchen äußeren Fesseln frei zu sein. Überhaupt bin ich sehr abgeneigt, mich wie eine Maschine mit Kenntnissen zu überladen. Vielleicht studirst Du auch etwas zu viel. Das Liebste ist mir einen neuen Gesichtspunkt zu finden und mehrere und für diese Stoff zu sammeln. Mein Gehirnsmagen ist ärgerlich über jede Überfüllung. Vieles Lesen stumpft den Kopf entsetzlich ab. Die meisten unsrer Gelehrten würden auch als Gelehrte mehr werth sein, wenn sie nicht zu gelehrt wären. Speise nicht zu starke Mahlzeiten.

Das Berliner Seminar taugt wenig. Ich habe über dasselbe genaue Mittheilungen von einem unsrer ehemaligen Vereinsmitglieder, der diesem Seminar jetzt angehört. Die Behandlung der Studenten ist sehr grob.

Lieber Freund, überlege Dir einmal folgendes. Du willst nach Berlin gehen und kommst also über Naumburg. Hier besuchst Du

mich und theilst mir Deine Gedanken über folgenden Vorschlag mit. Ich kann Dir eine Arbeit, die nebenbei, täglich etwa zwei Stunden gethan werden kann, zuweisen, die Dir einige Hunderte Thl. erwirbt. Bedingung ist, daß sie in Leipzig gemacht wird. Sie beschäftigt Dich ein halbes Jahr. Du lernst mancherlei dabei. Was Dich sonst in Leipzig erwartet, weißt Du. Ein Jahr in Berlin des Examens wegen zuzubringen ist ganz unnöthig. Wenn Du darauf eingehst, Du wirst mirs einmal noch danken. Denke nur an Ritschl. Sage niemandem, selbst Deinen verehrten Eltern u. Geschwistern nichts von diesem Vorschlag. Laß nur alle in dem Glauben, daß Du nach Berlin gehest. In Naumburg besprechen wir alles Nähere. Ich reise von hier am 31. dieses Mon. ab. Also lieber Freund sei verschwiegen, aber folge mir. Grüße alle, die sich meiner erinnern und erfreue durch Deinen Besuch Deinen treuen Freund

[Leipzig,] 4 April. 1867. F. W. N.

Meine Mutter hat sich sehr über Deinen lieben und heiteren Brief gefreut und sagt Dir ihren besten Dank.

Gersdorff, der mir immer sehr nahe steht, ist jetzt Offizier in Spandau. Vom Tode seines ältesten, auch von Dir besungenen Bruders weißt Du. Von Mushacke habe ich immer nur gute Nachrichten. Unser philol. Verein in Leipzig blüht.

Im August 1867 ging ich, mit Platostudien beschäftigt, für die Herbstferien von Berlin in meine rheinische Heimat und lud Nietzsche ein, mich dort zu besuchen, worauf er mit Folgendem erwiderte.

4. Nietzsche an Deussen.

Mein lieber Freund,

Dein Vorschlag ist so freundschaftlich und so weit abliegend von jener breiten Straße des Egoismus, daß ich ihn nicht annehmen kann.

Zudem werde ich die Ferien doch wohl in Naumburg verleben, nachdem ich eine längere Reise in die bayrischen Alpen und Salzburg mit meinem Freunde Rohde gemacht haben werde.

Ich lese, daß es Dir gut geht und fühle den zufriedenen Ton Deines Briefes. Du wirst mir viel zu erzählen haben. Kürzlich dachte ich gerade an Dich lebhaft, als in mir der Gedanke aufstieg, in Berlin einen philologischen Verein zu gründen. Dieser Plan wird von Stapel laufen, so sicher mich der Sklave, der hinter mir mein Hab und Gut einpackt, bestiehlt.

Leb wohl, lieber Freund. Sage allen, die mich kennen, meine Grüße und genieße Deinen Plato, wie ein Mann, dem das Alterthum trotz der Philologie noch nicht verleidet ist.

Dein

Leipzig 1 August [1867]. Fritz Nietzsche.

Ein Brief Nietzsches war für mich jedesmal ein Ereignis. Meine Antworten gelangen mir erst nach mehrfachen Entwürfen. Ich fühlte in ihm den Zuchtmeister. Er war es auch, der mir etwa um diese Zeit die erste Mitteilung von dem Tode Kretzschmers

machte, der in Pforta mein Tutor und Prinzipal gewesen war, sich später mit einer reichen Erbtochter in Pforta verlobte und als Lehrer eine angesehene Stellung genoß, bis er auf der Höhe des Glückes, eines Abends von seiner Braut nach Hause kommend, sich in seiner Wohnung in Pforta eine Kugel durch den Kopf jagte. Nietzsche wollte in seinem Briefe nicht über dieser That richten und tadelte nur die pädagogische Taktlosigkeit, welche als Schauplatz derselben die Pforte wählen ließ. In einem andern, leider nicht mehr vorhandenen Briefe aus dieser Zeit war es, daß Nietzsche voll feuriger Begeisterung mir ans Herz legte, empfahl, ja sogar befahl, einen Mann zu lesen, der nicht seines Gleichen habe, jede Zeile von ihm zu lesen, aber keine Zeile zu lesen, die über ihn geschrieben sei. Dieser Mann war Schopenhauer. Ich verschaffte mir das Hauptwerk und las im Spätherbst 1868 während der Vorbereitungen zum Examen den ersten Band durch, war entzückt über die edle Sprache, das hohe Pathos, das feinsinnige Kunstverständnis, fühlte mich aber damals durch die scheinbare Negativität des vierten Teiles verdüstert und abgestoßen und war schließlich froh, das Ganze wie einen schweren Traum von der Seele abzuschütteln. Erst ein Jahr später, als ich freie Hände bekam, griff ich zu Kant, und hierbei war die Rückerinnerung stark genug, um zu sehen, wie überall, wo Kant sich mühsam im Halbdunkel windet, Schopenhauer mit einem Strich die Sache ins Klare gebracht hat. So trieb mich Kant zu Schopenhauer, und jetzt verstand ich ihn, jetzt ergriff ich ihn, zu einer Zeit, wo Nietzsche vielleicht innerlich schon angefangen hatte, sich von ihm loszulösen.

Wir kehren zum Jahre 1867 zurück. Im Oktober dieses Jahres stellte sich Nietzsche zum Militär und diente in Naumburg bei der reitenden Artillerie. Er schrieb mir darüber wie folgt.

5. Nietzsche an Deussen.

[Geschrieben aus Naumburg, Ende 1867.]

Mein lieber Freund,

eine Fluth von Gründen bestimmt mich Dir zu schreiben, Pflichten der Dankbarkeit für gastfreundliche Aufnahme und für einen warm empfundenen und inhaltsreichen Brief, vor allem aber der eigne Wunsch, Dich nicht länger im Unklaren zu lassen über mein Befinden in einem Stande, der meinem sonstigen Denken und Treiben fremdartig genug ist.

Du wirst ja durch Mushackes Freundlichkeit gehört haben, daß ich nach einem kraftlosen Versuche an den Wänden des Schicksals hinan und drüber weg zu klettern mich ergab und fortan Kanonier war. Desgleichen wird Dir deutlich sein, daß der Dienst bei der reitenden Artillerie als der schwerste Soldatendienst gilt und daß dem wirklich so ist. Wir müssen zu Fuß, zu Pferde und am Geschütz ausgebildet werden; und um Dir recht einfach vor die Seele zu führen, was dies für Zeit verlangt, so wisse, daß ich jeden Tag durchschnittlich von 7 Uhr morgens bis c. 6 Abends dienstlich beschäftigt bin, eine halbe Stunde des Mittags abgerechnet. Die andre Zeit dh. den Morgen von $^3/_4$5 bis 7 und Abends verwende ich zur Aneignung der militärischen Kenntnisse, die ein Offiziereramen in so reichem Maaße beansprucht und zum Weitertreiben derjenigen philologischen Arbeit, deren Vollendung ich bis zu einem naheliegenden Termine versprochen habe.

Also Arbeiten mit vollen Segeln, körperlich und geistig, in der Reitbahn und im Turnier der Gedanken, am Geschütz und mit

den Geschossen der Logik, auf dem Exercierplatz und in der Denkschule der Alten.

Mein lieber Freund, um eine Apologie Schopenhauers zu schreiben, die Du durch Deinen Brief herausforderst, habe ich nur das Faktum mitzutheilen, daß ich diesem Leben frei und muthvoll ins Antlitz schaue, nachdem meine Füße einen Grund gefunden haben. „Die Wasser der Trübsal" um in Bildern zu reden, bringen mich nicht von meinem Pfade ab, denn sie gehen mir nicht mehr über den Kopf.

Das ist natürlich nichts als eine ganz individuelle Apologie. Aber so stehen wir nun einmal. Wer mir Schopenhauer durch Gründe widerlegen will, dem raune ich ins Ohr: „Aber, lieber Mann, Weltanschauungen werden weder durch Logik geschaffen, noch vernichtet. Ich fühle mich heimisch in jenem Dunstkreis, Du in jenem. Laß mir doch meine eigne Nase, wie ich Dir die Deinige nicht nehmen werde."

Mitunter zwar werde ich ärgerlich, wenn ich zeitgenössische Philosophen höre oder lese und ihren Ruf bemerke und frage eindringlich wie jener bekannte Hamlet seine Mutter fragte „Habt ihr Augen? Habt ihr Augen?" Ich meine, sie haben keine, aber ich kann mich irren und die meinigen sind vielleicht zu kurzsichtig, daß ich einen Esel und ein Pferd verwechsle. Aber sei es so: wenn ein Sklave im Gefängniß träumt, er sei frei und entbunden seiner Knechtschaft, wer wird so hartherzig sein, ihn zu wecken und ihm zu sagen, daß es ein Traum sei. Wer wird es sein? Nur ein Büttel, und weder ich, noch Du werden Lust haben, dessen Rolle zu spielen.

Das Beste, was wir haben, sich eins zu fühlen mit einem großen Geiste, sympathisch auf seine Ideengänge eingehen zu können, eine Heimat des Gedankens, eine Zufluchtsstätte für trübe Stunden ge-

funden zu haben — wir werden dies andern nicht rauben wollen, wir werden es uns selbst nicht rauben lassen. Sei es ein Irrthum, sei es eine Lüge . . . . . .

Auf die weiteren Erlebnisse, Leiden und Arbeiten während des Militärjahres beziehen sich die fünf folgenden Briefe.

6. Nietzsche an Deussen.

[Mutmaßlich um Ostern 1868 geschrieben.]

Mein lieber Freund,

Deinen letzten Brief empfieng ich unter den heftigsten Schmerzen; ein paar Stunden darnach war meine Besinnung weg. Beides war nicht etwa Folge eines verborgenen Giftes, das aus Deinem Briefe auf mich übergieng und mich betäubte; zu meinem Glücke habe ich ja keine so gefährlichen Freunde (oder meinst Du, daß Schopenhauer zu dieser Gattung freundschaftlicher Giftmischer gehört? —)

Aus Deinen Briefen kann ich eigentlich nicht ersehn, ob ich Dir jemals mitgetheilt habe, daß ich seit Oktober Soldat und zwar Artillerist bin. Sollte ich vergessen haben es zu erwähnen, so entschuldige dies mit der sonderbar philosophischen Manier unsres Briefwechsels.

In diesem Dienste des Mars also habe ich mir einige Brustmuskeln zerrissen und dadurch eine längere und schwerere Krankheit herbeigeführt, die auch jetzt noch nicht gehoben ist. Ich habe keine Lust, Dich mit den Details einer ungeheuren Eiterung, krampfhafter Ausdehnung der Brust- und Rückenbänder usw. zu be-

läſtigen. Genug, ich war durch Krankenlager und Schmerz ſehr elend geworden, allmählich komme ich wieder zu Kräften.

Genau im Anfang dieſer unterbrechenden Krankheit empfieng ich Deinen Brief; und ich las ihn erfreut, aber mit klappernden Zähnen. Wenn Du berechneſt, wann Dein letzter Brief geſchrieben wurde, ſo weißt Du auch, wie lange ſchon ich leidend bin.

Was mir nun in Deinem Sendſchreiben am meiſten gefallen hat, iſt der heitere, ſelbſtvergnügte Ton, der ſehr vortheilhaft gegen das düſtere Kolorit Deiner Bonner und Tübinger Ergüſſe abſticht. Das „Greiſenhafte" ſchwindet: ſo iſt Dein Ausdruck dafür, der ſehr charakteriſtiſch iſt. Andere Leute würden ſagen „das Jugendliche ſchwindet". Nun darüber kein Streit.

In Bezug auf dieſen heitern Ton erlaube ich mir nun einen Vorſchlag zu machen. Sollten wir nicht endlich genug haben an den philoſophiſchen Quertreibereien, deren Scene bisjetzt unſre Briefe waren. Ein Zuſammenklang iſt bis jetzt nicht erfolgt: warum ſollen wir ewig auf den nicht zuſammenſtimmenden Saiten ſpielen? Dein letzter Brief z. B. verwirft meinen Standpunkt der Reſignation als unjugendlich scil. greiſenhaft: dagegen habe ich keine Waffe. Was Du aber hinzufügſt, daß Reſignation nur dann berechtigt ſein wird, wo ſie ſich — wie bei Kant — auf eine feſte Überzeugung über den Umfang unſres Erkenntnißvermögens etc. gründet, iſt eine ſehr gute Außerung. Wer aber den Gang der einſchlägigen Unterſuchungen, vornehmlich der phyſiologiſchen ſeit Kant, im Auge hat, der kann gar keinen Zweifel darüber haben, daß jene Grenzen ſo ſicher und unfehlbar ermittelt ſind, daß außer den Theologen, einigen Philoſophieprofeſſoren und dem vulgus niemand ſich hier mehr Einbildungen macht. Das Reich der Metaphyſik, ſomit die Provinz der „abſoluten" Wahrheit iſt unweigerlich in eine Reihe mit Poeſie und Religion

gerückt worden. Wer etwas wissen will, begnügt sich jetzt mit einer bewußten Relativität des Wissens — wie zB. alle namhaften Naturforscher. Metaphysik gehört also bei einigen Menschen ins Gebiet der Gemüthsbedürfnisse, ist wesentlich Erbauung: andererseits ist sie Kunst, nämlich die der Begriffsdichtung; festzuhalten aber ist, daß Metaphysik weder als Religion noch als Kunst etwas mit dem sogenannten „An sich Wahren oder Seienden" zu thun hat.

Wenn Du übrigens Ende dieses Jahres meine Doktordissertation bekommst, so wird Dir mehreres aufstoßen, was diesen Punkt der Erkenntnißgrenzen erläutert. Mein Thema ist „Der Begriff des Organischen seit Kant" halb philosophisch, halb naturwissenschaftlich. Meine Vorarbeiten sind ziemlich fertig.

Also, lieber Freund, lassen wir fürderhin dies philosophische πάθος unsrer Briefe bei Seite. Du hast selbst den rechten Ton angeschlagen, indem Du mir einen recht philologischen Brief geschrieben hast: wofür ich Dir dankbar bin. Zugleich aber kann ich nicht umhin, mich über die seltsame Methode zu wundern, mit der Du Dir ein Thema zur Behandlung bestimmst. Andre Leute finden ein Problem, entweder von andern schon aufgedeckt, oder durch eignen Scharfsinn aufgespürt und machen sich jetzt dran eine Lösung zu suchen. Du aber schreibst mir, daß das Objekt Deiner Untersuchungen der

Euthydemos

sei: gut, das ist ein Arbeitsfeld, aber kein Problem. Nun machst Du zwar die Andeutung, daß Dich vornehmlich die Echtheitsfrage beschäftigen werde. Und hier ist der zweite Punkt, wo ich meine Verwunderung aussprechen muß. Beim Zeus, ich bin ein Freund der Kühnheit, wenn es nicht bloß eine Unteroffiziertugend ist, wenn es Kühnheit mit Bewußtsein ist. Die platonische Frage ist

augenblicklich ein großartiger Komplex, ein innerlich verwachsenes Gewebe, ein Organismus. Solche Fragen wollen groß behandelt sein; was nützt es da, an einem der äußeren Punkte, förmlich an der Haut der Frage sich anzunagen! Was nützt es Schaarschmidt einiger Leichtfertigkeiten und Übertreibungen zu zeihen! Die Untersuchungen sind jetzt schon auf dem höchsten Punkte angelangt: es handelt sich um psychologische Einsichten, es gilt Platos Seelen- und Geistesgang zu reconstruiren und nicht in der verschwommenen Weise von Schleiermacher oder vom alten Steinhart.

Was die Autorität der Überlieferung betrifft, so bitte ich Dich so freisinnig wie möglich zu sein. Vielleicht habe ich augenblicklich ein besonderes Anrecht darauf, sagen zu dürfen: es giebt keine Autorität für die Verzeichnisse der alexandrinischen Bibliothek; denn ich habe zufällig meine Hauptinteressen in diesen Überlieferungsfragen stecken. Ein jeder der platonischen Dialogen muß nach seinem Verfasser gefragt werden; und wenn er nicht selbst für Plato spricht, so helfen alle Zeugnisse nichts, selbst die des Aristoteles nicht: mit diesen kann es nämlich die fürchterliche Bewandniß haben, daß sie erst viel später hinzugeschrieben sind zB. bei der Redaktion des Andronikus. Ja es giebt bestimmte Beispiele solcher eingeschobenen Zeugnisse bei Aristoteles.

Nun erzähle ich Dir in Kürze von meinen Arbeiten und Absichten. Meinen Aufsatz über Demokrits Schriftstellerei habe ich noch nicht geschrieben: ich will die ganze Frage erst wieder aufnehmen, wenn ich einige anschließende Punkte zB. über die διαδοχαί der Philosophen, über die Titelmethoden der Alten, über die Vätternamen der Philosophen, über die Todesarten der Philosophen erledigt habe, also etwa im nächsten Jahre. Einstweilen habe ich alles vorbereitet, um einen wunderlichen größeren Aufsatz Ende dieses Jahres fertig zu machen, über Homers u. Hesiods Gleichzeitigkeit.

Hier kommen zum ersten Male meine homerischen Παράδοξα zu Tage; ein Θαῦμα βρότοισι, das sage ich Dir. Im ganzen bin ich glücklich über eine Fülle von schönen Kombinationen: und ich wünsche nur, sie darstellen zu können.

Unterdessen dh. während meiner Krankheit bin ich auch durch einen sehr gefälligen Brief von Prof. Zarncke aufgefordert worden, am litterarischen Centralblatt mitzuarbeiten. Das habe ich denn angenommen, und Du kannst zB. eine kurze Anzeige über Schömanns Theogonie von mir in seiner neusten Nummer finden. —

Zum Schluß meinen Dank betreffend die angenehme Nachricht von Ernst Schnabels Verheirathung. Wenn Du ihm auch in meinem Namen einmal Glück wünschen willst, so machst Du mir eine besondere Freude. Desgleichen, wenn Du Deinen verehrten Angehörigen meine Grüße schickst: endlich wenn Du bald antwortest.

Deinem Freunde

Friedrich Nietzsche.

NB. Laß doch ja die militärische Addresse weg.

7. Nietzsche an Deussen.

Naumburg 2 Juni. 1868.

Mein lieber Freund,

ich setze voraus, daß es Dich weniger Zeit kosten wird, einen Brief zu lesen als zu schreiben und gestatte mir deshalb, Deine tiefe

Arbeit auf eine harmlose und vielleicht erquickliche Weise zu unterbrechen. Im Grunde hole ich nur nach was ich kürzlich versäumt habe, als das Pförtner Schulfest lebhafter als je in mir die Hoffnung rege machte, Dich einmal wieder von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Damals lag der Stoff zu den schönsten Unterhaltungen auf meinen Lippen; im festlichen Gewande wartete ich, daß ein wohl bekannter Schritt die Treppe herauf poltern werde — und wartete vergebens. Keiner aus der Schaar meiner Pförtner Bekannten (excepto Schenkio) hat jenes Fest der Beachtung werth gefunden — wie ich es selbst nicht geachtet habe, ja sogar weder beim Empfang der Gäste, noch im Turnsaal oder auf dem Bergtage zugegen gewesen bin. Nun hielt mich zwar vor allem mein durchaus noch nicht gehobenes Leiden zurück, das ich mit allen möglichen Maschinen bekämpfe und das doch hartnäckiger ist als es auch der Laune eines geduldigen Mannes erträglich ist. Im Ganzen ist aber auch die gegenwärtige Pforte für mich kein Gegenstand der Sympathie: wir denken wohl noch gern an sie wie an eine ehemalige Geliebte, aber mögen doch nicht vergnügt zusehn, wie sich die Abtrünnige mit ihrem neuen Liebhaber amüsirt. Dazu ist dieser Liebhaber auch zu schäbig, vor allem zu schwarz.

Aus dem Munde des Volkes vernahm ich, daß Du in Deiner Heimat lebtest — und dies erklärte mir hinreichend, weshalb Du nicht gekommen warst. Was dieser Mund hinzufügte „Du seist in Aristoteles versenkt" wird wohl ebenfalls mutato nomine seine Richtigkeit haben. Jedenfalls aber war ich sehr ärgerlich, daß eine so schöne Hoffnung mir zwischen den Fingern zerlaufen war; denn ich hatte mir vorgenommen, Dich auf gewaltsame Weise in Naumburg festzuhalten, um uns gegenseitig die „wichtigen" Ergebnisse und Erfahrungen mitzutheilen, wie sie junge Leute die am Schlusse des ersten Drittels ihres Daseins stehen auf dem Herzen zu haben

pflegen. Da ist zum Beispiel die große Thatsache eines Bartes und die kleine einer Lebensphilosophie, da ist der erhabene Standpunkt eines Cylinders usw.

Übrigens fällt mir eben ein, daß es ein böser Dämon vielleicht verhindert hat, daß mein letzter Brief überhaupt in Deine Hände kam. Ich habe ihn nach Berlin unter Deiner alten Addresse geschickt. Er enthielt die Nachricht über meine Erkrankung und etwas Philologie, wenn ich mich recht erinnere. Es ärgert mich immer, wenn ein Brief an meine Freunde verloren geht: denn ich kann es nicht über das Herz bringen, dieselbe Sache zweimal zu besprechen.

Wenn Du übrigens Deine Heimat wieder verläßt, um in Berlin die Tortur zu erleiden, so zwinge Dich einmal, über Naumburg zu reisen. Hier will ich Dir alle mögliche schöne Zauberformeln ins Ohr sagen, damit Dich der Teufel nicht verschlinge. Einstweilen wünsche ich Dir die hellsten Blicke und die frohste Ausdauer zum Vollbringen Deiner Arbeit.

Meine Lebenspläne (an denen freilich das Schicksal, der große Censor, noch viel herumcorrigieren wird) sind zunächst diese. Im nächsten Jahre ist eine Reise nach Paris beabsichtigt, wo ich nicht unter einem Jahre zu bleiben gedenke. Meine Freunde Rohde und Dr. Kleinpaul begleiten mich. Nachher werde ich mich wahrscheinlich in Leipzig habilitieren, wo eben ein andrer Freund Dr. Windisch sich für Sanskritbedürfnisse etablirt, und wo ich immer noch durch den blühenden philolog. Verein in einem Verhältniß zur Philologenschaft stehe. Nächstens werde ich Dir hoffentlich mein Laertianum und einen andern Aufsatz zuschicken können, die beide im rhein. Mus. gedruckt sind. Letzterer behandelt jenes allerliebste Danaelied, dessen Wohlgeschmack mir noch von Bonn her auf der Zunge liegt. Größere litterarische Ab-

sichten wachsen in mir von Tag zu Tag, und ebenso rüste ich mich geistig zu dem Berufe eines Universitätslehrers, in dem ich viel für mich über die rechte Methode des Lehrens und Lernens, über das Maß und die Bedürfnisse jetziger Philologie nachdenke.

Soviel über mich. Gestern noch habe ich aber jemand gesprochen, der Dich häufiger getroffen hatte und mir einige Einzelheiten über Deine Studien etc. mittheilte. Dies ist Stedtefeld, gegenwärtig Lehrer in Schulpforta. Er klagte etwas über Deinen allzu leicht erregten Enthusiasmus, über die Schnelligkeit und Umfänglichkeit Deiner Pläne, denen die nöthige Ausdauer nicht entspräche. Nun, lieber Freund, solche Dinge verzeihe ich am allererſten; ja ich lobe diese Fähigkeit, weil sie Dich verhindern wird, in den Sumpf zu fallen, in den so viele junge Philologen gerathen. Sie werden durch das ängstliche Bestreben beunruhigt, möglichst bald auch einmal eine wissenschaftliche That aufweisen zu können und stürzen deshalb wie Wüthende auf einen Schriftsteller, der ihnen Gelegenheit und Stoff zu solchen Thaten geben soll. Auch bei diesen armen Ehrgeizigen stat pro ratione voluntas: sie plagt nicht sowohl ein schöpferischer Trieb, als der Wille schöpferisch zu sein. Und wehe der ratio, die erst vom Willen ins Schlepptau genommen wird: Beiläufig sind diese Naturen gerade die prätentiösesten.

Überhaupt wirst Du finden, daß den meisten Philologen irgendwo eine moralische Verschrobenheit anhaftet. Zum Theil erklärt sich dies sogar physisch, insofern sie gezwungen sind ein Leben gegen die Natur zu führen, ihren Geist mit unsinniger Zufuhr zu überfüttern, ihre seelische Entwicklung auf Kosten des Gedächtnisses und des Urtheils zu vernachlässigen. Gerade die schöne Fähigkeit der Begeisterung ist am seltensten unter den jetzigen Philologen: als trauriges Surrogat derselben zeigt sich Selbstüberschätzung und

Eitelkeit. Es hat mich geradezu geschmerzt, dies auch von Bernays zu hören, den ich im Ganzen doch als den glänzendsten Vertreter einer Philologie der Zukunft (dh. der nächsten Generation nach Ritschl Haupt Lehrs Bergk Mommsen usw.) aufzufassen gewohnt bin. Ähnliches gilt von Lucian Müller, dem begabtesten Gassenjungen unsrer Philologie. Ja man nenne einen beliebigen Namen, man denke an V. Rose oder Ribbeck, oder Bücheler oder Wachsmuth etc.; überall zeigt sich eine wunderliche Hochachtung des eignen Naturells und Mangel an ächter Begeisterung. Wo diese Leute warm werden, wo ihr Wesen, ihre Sprache, ihr Denken in Fluß und Schwung kommt, da ist es das Gefühl ihrer Zeugungskraft: sie erwärmen sich als Künstler, nicht als Ethiker. Nur der Ethiker aber kennt die wahre Begeisterung, die durch und durch selbstlos ist.

Nun, mein lieber Freund, will ich Dich noch bitten, mir einmal einen recht ausführlichen Brief über Deine Arbeit zu schreiben; ja ich habe gar nichts dagegen, daß Du mir dieselbe zuschickst. Du sollst dann von mir hören, was ein freimüthiger Freund theils zu loben, theils zu tadeln hat. Insbesondere, wenn Deine Arbeit etwa die Echtheitsfrage berühren sollte, würde mein Interesse für dieselbe das doppelte sein. Nur verschone mich mit einer Konjekturensammlung.

Eine musterhafte Arbeit eines Freundes ist noch kürzlich in meinen Händen gewesen, verfaßt von meinem Freunde E. Rohde in Kiel. Mit niemandem in der Welt bin ich so eins sowohl über philosophischethische Dinge als über philologische Anforderungen und Wünsche als mit diesem. Seine Abhandlung „über Lucians ὄνος im Verhältniß zu Lucius v. Paträ und Apulejus", ist in diesen Tagen an das rheinische Museum abgegangen.

Übrigens gehört auch Rohde zu den Verführten, die in Schopen-

hauer ihr geistiges Centrum gefunden haben. Meine größte Freude in der letzten Zeit ist die gewesen, hier und da begeisterte Anhänger für diesen Namen geworben zu haben. Was wirst Du sagen, daß zu diesen auch der eminente Oberpfarrer Wenkel gehört, der mit flatternden Fahnen in jenes Lager übergegangen ist? Er gestand mir kürzlich, daß er erst jetzt erfahren habe, was Philosophie ist, und daß was Philosophen außer Kant und Schopenhauer geleistet haben, im Grunde gleich Null ist. Ich erwärme mich förmlich an diesen Flammen der Begeisterung, die mich an meine „erste Liebe" erinnern. Selbst die von Wenkel so hochgeschätzten Männer wie Schleiermacher und Strauß sind für ihn jetzt blaß und farblos geworden.

Doch wozu erzähle ich Dir das? Gewiß nicht, um Dich ärgerlich zu machen. Im Grunde nur, um Dir zu beweisen, daß mein Geschmack auch in diesem Punkte nicht so paradox ist, wie es mitunter erscheinen mag meinem Freunde Paul Deussen.

Empfiehl mich bestens Deinen verehrten Angehörigen; ich denke mitunter mit großem Behagen an Deine Heimat. — Im Übrigen schreib mir bald einmal, addressire nur nach Naumburg: der Brief erreicht mich schon, wenn ich noch das Leben habe. Aber auch dies Flackerding kann einmal auslöschen.

8. Nietzsche an Deussen.

[Naumburg, 22. Juni 1868.]

Hab Dank, lieber Freund, für die treue Gesinnung, die aus Deinem Briefe spricht, für die Wärme, mit der Du an das Wohl

und Wehe meines Lebens denkst, für das schöne Anerbieten, das, wenn es auch abgelehnt werden muß, doch „in seinem eignen Glanze" strahlt und Deinen herzlichen Willen mir zu helfen und meine Gesundheit zu fördern, hell und deutlich wiederspiegelt. Es geht mir im Ganzen immer noch schlecht genug: ein Knöchelchen nach dem andern kommt aus dem Eiterkanal heraus und zeigt an, daß das Brustbein arg beschädigt ist. Nächsten Donnerstag will ich in Halle den berühmten Operateur Volkmann consultieren, und wir wollen hoffen, daß er befriedigende Auskunft giebt.

Übrigens Anerbieten gegen Anerbieten. Du mußt unweigerlich es so einrichten, daß Du Deine Rückkehr nach Berlin über Naumburg nimmst. Im Grunde wäre es fast Deine Pflicht, Deinen kranken Freund einmal zu besuchen: ja, es würde geradezu abscheulich sein, wenn Du es nicht thätest; und selbst der göttliche Plato würde Dir keine Absolution von dieser Sünde gewähren.

Was Deine Platostudien betrifft, so unterschätze ich keinen Augenblick die ausgezeichnete bildende Kraft derselben: verzeihe aber dem Philologen, der gelernt hat, daß dort, wo er etwas leisten und schaffen kann, selten gerade die duftigsten Blüthen und die höchsten Genüsse für Geist und Gemüth zu pflücken sind — der die ἄσκησις und die Resignation als unerläßliche Formen im strengen Dienste der „Dame Wissenschaft" anerkannt — verzeihe mir also, wenn ich zu Deinem Versuche, Dich in die Tiefen der Ideenbildung und zugleich des platonischen Entwicklungsganges zu stürzen, kein fröhliches Gesicht mache. Für Deine Bildung wähle Dir die schwersten und schönsten Probleme, zum Zweck einer Dissertation aber eine ganz bescheidene abgelegene Ecke, nichts mehr. Denkst Du denn, daß mir bei meinen Laertius- und Suidasarbeiten so voll und wohl zu Muthe wird, wie etwa bei der Lektüre des „Faust" oder Schopenhauers? Wer dienen will, muß mit dem strengsten

Dienste anfangen (oft schon deshalb, weil er zunächst nur dem niedrigsten Dienste genügen kann). Wähle Dir ein Untersuchungsfeld mit Resignation, bearbeite es mit Hingebung.

Da fällt mir ein, daß Du mir aus Deiner reichen Platobibliothek eine kleine Frage beantworten kannst, die mir in diesen Tagen aufstieß. Quinctil. sagt III 1,10 quem Palameden Plato appellat, Alcidamas Elaïtes. Dies bezieht sich natürlich auf Phaedr. p. 261 D, aber zugleich ist auch deutlich, daß Quinctil. an dieser Platostelle Ἐλαϊτικόν, nicht Ἐλεατικόν las: das letztere geben die Hdschr.; die Scholien beziehen es auf Zeno. Die Sache ist schon bemerkt, nicht wahr?

Heute kann ich leider nicht länger schreiben: sage Deiner verehrten Familie alles Gute und bleib selbst, was Du immer warst, ein treuer Freund

Deinem Freunde

F. N.

9. Nietzsche an Deussen.

[Naumburg, vermutlich August 1868.]

Mein lieber Freund,

ich, der ich mich seit einiger Zeit mit der mulomedicina und Veterinärkunde befasse, will Dir heute zwo junge mulos empfohlen haben, die nach den vada caerula Rheni wandern und von Dir zu erfahren wünschen, wie man am besten, zum Wohl des Herzens und des Beutels, wandert: die Herren Redtel und Fritsch, be-

kanntlich angenehme junge Männer, als welche Dir viel von Pforta und auch einiges von mir zu erzählen haben werden. —

Laß ihnen ja nicht entgelten, daß ich im Verlauf des Briefes etwas räsonnieren werde und denke, daß was Du ihnen sagst und thust, Du mir sagst und thust. —

Aber, lieber Freund, wer wird solch Zeug schreiben! Und fortschicken! An einen Freund wie mich! Dazu nicht einmal in schönem Latein! Wozu also? Ich war wirklich verdrießlich, weil durch solche Briefe der gute Ton zwischen uns verletzt wird. Wer wird seine pudenda zeigen? Wer wird Stunden der Erschlaffung zum Briefschreiben an Freunde verwenden? An einen Freund, wie zB. ich bin! Dazu nicht einmal in schönem Latein! Wozu also? — Da capo und mit Indignation in infinitum! —

Dagegen traf mich Dein früherer Brief in einem fast beweglichen Momente. Als nach fünfwöchentlicher Abwesenheit von Naumburg ich wieder aus meinem Bade zurückkehrte, als Genesener in meiner Heimat einzog und meine schön bekränzte Stube unter unzweifelhafter Rührung meiner Angehörigen betrat, da lag Dein Brief auf dem Tische als besondere Festgabe, Aufschlüsse bringend über den dummen Alcidamas, Fragen vorlegend über Christenthum und Platonische Inconsequenz (dies meine Antwort, wie Du sie verlangst, in einem Worte) und im Übrigen geschrieben mit dem Accent treuer Freundschaft und dem spiritus asper, den wir nun einmal als in unserem Deussenkopfe hausend kennen gelernt haben.

Darf ich gleich hier mit der Wahrheit herausrücken? Dir fehlt gerade so ein Mann, wie Ritschl, der Dein ingenium dorthin weist, wo es sich fruchtbar erzeigen kann. Es thut mir leid, daß Du so selten die Freude hast, einen tüchtigen Fund zu thun. Ein klein wenig Bär? Ungeschickt? Giebt sich mit Plato ab — nun, Du wirst eine Wolke umarmen.

Glaube mir nur, daß die Fähigkeiten, die dazu gehören, um mit Ehren philologisch zu produzieren, unglaublich gering sind, und daß ein Jeder, an den richtigen Platz gestellt, seine Schraube machen lernt. Fleiß vor allem, Kenntnisse zu zweit, Methode zu dritt — dies ist das ABC jedes produzierenden Philologen: vorausgesetzt, daß ihn jemand dirigirt und ihm eine Stelle anweist. Denn das gerade können nur Wenige von selbst. Es giebt eben Arbeitsgeber und Fabrikarbeiter — in diesem Vergleich soll aber nichts Geringschätziges liegen. Denn auch unsre größten philolog. Talente sind nur relative Arbeitsgeber: stellt man sich noch höher und nimmt einen kulturgeschichtlichen Ausblick, so sieht man, daß auch diese Ingenien schließlich nur Fabrikarbeiter sind, nämlich für irgend einen großen philosophischen Halbgott (deren größter in dem ganzen letzten Jahrtausend Schopenhauer ist).

Verzeih mir diese Parenthesis, für die Du gar keine Mitempfindung hast. Aber andere Leute, Wenkel, ich und mein Freund Rohde sind über jene Parenthesis übereingekommen und fühlen eine teuflische Freude, dies allen die es nicht hören mögen, ins Gesicht zu sagen.

Übrigens habe ich auch den wahren Heiligen der Philologie entdeckt, einen echten und wirklichen Philologen, schließlich Märtyrer (jeder dumme Litterator glaubt ein Recht zu haben, auf ihn zu p . . . . .: dies das Martyrium). Weißt Du, wie er heißt? Wagner, Wagner, Wagner! Ach, ist das ein gefährliches Buch, der Göthische Faust!

Ich grüße Dich: gedenke meiner, schreibe mir, besuche mich, o Freund Deussen!

Dies die Casuslehre Deines treuen

F. Nietzsche.

10. Nietzsche an Deussen.

[Naumburg, Herbst 1868.]

Mein lieber Freund,

ich schreibe, um nicht den Schein einer dreifachen Undankbarkeit auf mich zu laden: und man muß bekanntlich auch den Schein meiden. Es wäre in der That unverzeihlich gewesen, wenn es dreier Briefe bedurft hätte, um mich an eine — sonst wohl treu geübte — Freundespflicht zu erinnern. So lasterhaft bin ich nun allerdings nicht. Denn Deinem zweiten Briefe zuvorzukommen wäre ziemlich schwierig gewesen, da er dem ersten so schnell auf dem Fuße folgte als ich nimmermehr voraussetzen konnte. Meinen darauf geschriebenen Brief übergab ich zween jungen Menschen, denen er zugleich eine Art Empfehlungsbrief an Dich sein sollte; und ich will hoffen, daß sie sich ihres Auftrags — der ihnen recht dringlich gegeben wurde — gut entledigt haben. Als Du nun Deine dritte Epistel (als προτρεπτικόν) schicktest, ersah ich deutlich, daß meine zwei Apostel noch nicht bei Dir angelangt seien; aber ich setzte voraus, daß der schreckliche Argwohn Deines letzten Briefes durch ihre Ankunft recht bald zerstört werden würde.

Sollte nun gar auch das letzte Unglück eingetroffen sein, sollten jene zwei MVLI, wer weiß aus welchen Gründen, Absichten oder Verlegenheiten, überhaupt nicht das glückliche Oberdreis und seine Inwohner erreicht haben, sollte somit mein Brief, hoffentlich ungelesen, in ihren Reisetaschen schlummern — nun, so wird wenigstens mein heutiger Brief den Verdacht abwehren, als ob ich etwa inzwischen zu den Seligen versammelt sei und mich meinen freundschaftlichen Verpflichtungen durch eine urplötzliche Hadesfahrt ent-

zogen habe. So weit sind wir noch nicht: meine Knochen stehen wieder fest begründet auf der Erde, und morgen werde ich vielleicht wieder mein Pferd besteigen und in der Umgebung Naumburgs mich tummeln.

Inzwischen bist Du unermüdlich thätig gewesen; ja in Deinen letzten Zeilen fährst Du Dir gleichsam mit theatralischem Pathos an die erhitzte Stirn und staunst Dich selbst ob Deiner Geburt und der überstandenen Wehen an. Lieber Freund, ich mache das gemüthlicher, und zugegeben, daß bis jetzt meinerseits nur „lächerliche Mäuse" geboren sind und ein großer Lärm um selbige bekanntlich nicht anständig sein soll: so hoffe ich doch auch allmählich Größeres zu vollbringen, ohne cyklopische Verwunderung vor mir selber: zu der hercule auch kein Grund vorhanden ist. Überhaupt scheint es mir, als ob gerade philologische Werke am allerseltensten freudige Bewunderung, Anerkennung des Genialischen etc. verdienten; man rechne nur immer ab 1) was der Sammeleifer an solchen Büchern zu thun pflegt, 2) wie weit die betreffenden Fragen schon erwogen und behandelt waren, als der und der hinzukam, 3) was alles unser Staunen erregt, nur weil es uns fremd ist. Viele Bücher haben das Verdienst, welches man an Reisenden anerkennt, die zum ersten Male in eine unbekannte Region kommen und sie nun beschreiben: wobei sie doch noch Plattköpfe sein können. An andern Büchern bewundern wir die Fülle der Ideen etc.: die aber nicht dem Autor sondern seinen Vorgängern angehören. An den meisten aber anerkennen wir nur den grausamen Fleiß und die unverächtliche Energie, die an unbedeutende Dinge verwandt ist: wobei wir die Empfindung haben, als ob wir etwas Asketisches, eine herbe Verleugnung vor uns sähen: während im Grunde nur ein ganz gemeiner Intellekt die Ursache dieser fleißigen Werke ist, ein Intellekt, der höhere werthvollere Ideenkreise nicht kennt, min-

bestens sie nicht fruchtbar behandeln kann und darüber zum Kleinkrämer wird. — Die besten philologischen Bücher gehören allen drei Klassen zugleich an. . . . . .

Nach Abschluß des Militärjahres kehrte Nietzsche nach Leipzig zurück, fand seine frühere Elasticität wieder und bereitete sich auf die Privatdocentenlaufbahn vor. Seine Stimmung und seine Aussichten in dieser Zeit schildert das folgende Schreiben aus den letzten Monaten des Jahres 1868.

11. Nietzsche an Deussen.

[Nach Oktober 1868.]

Mein lieber Freund,

Deine Briefe kommen neuerdings immer bei besonders feierlichen Gelegenheiten an: so, als ich vor kurzem in meine neue Leipziger Wohnung einzog, lag Dein Brief auf dem Tisch, den Freund Roscher bereits richtig expedirt hatte. Bald darauf habe ich denn auch den ersten Theil meines Laertianum an Dich addressiert, damit ich nicht wieder dem Vorwurfe verfalle, undankbar gegen Freunde zu sein und durch anhaltendes Stillschweigen den Eindruck eines Todten zu machen. Nein, ich lebe und, was mehr sagen will, ich lebe gut und wünsche, daß Du Dich einmal persönlich davon überzeugst: besonders um die Einsicht zu gewinnen, daß φιλοσοφεῖν und Krankſein doch nicht identische Begriffe sind; daß es aber allerdings eine gewisse „Gesundheit" giebt, die ewige Feindin tieferer

Philosophie, die bekanntlich neuerdings zum Spitznamen für bestimmte Sorten von Grenzbotenhelden und Historikern geworden ist.

Indem ich so an den Schluß Deines Briefes anknüpfe, erledige ich zugleich den dort mir zugemutheten Vorschlag. Lieber Freund, „gut schreiben" (wenn anders ich dies Lob verdiene: nego ac pernego) berechtigt doch wahrhaftig nicht, eine Kritik des Schopenhauerschen Systems zu schreiben: im Übrigen kannst Du Dir von dem Respekt, den ich vor diesem „Genius ersten Ranges" habe, gar keine Vorstellung machen, wenn Du mir (i. e. homini pusillullullo!) die Fähigkeiten zutraust, jenen besagten Riesen über den Haufen zu werfen: denn hoffentlich verstehst Du unter einer Kritik seines Systemes nicht nur die Hervorhebung irgend welcher schadhaften Stellen, mißlungener Beweisführungen, taktischer Ungeschicktheiten: womit allerdings gewisse überverwegne Überwege und in der Philosophie nicht heimische Hayme alles gethan zu haben glauben. Man schreibt überhaupt nicht die Kritik einer Weltanschauung: sondern man begreift sie oder begreift sie eben nicht, ein dritter Standpunkt ist mir unergründlich. Jemand, der den Duft einer Rose nicht riecht, wird doch wahrhaftig nicht darüber kritisieren dürfen; und riecht er ihn: à la bonheur! Dann wird ihm die Lust vergehn, zu kritisieren.

— Wir verstehn uns einfach nicht: erlaube mir über die besagten Dinge zu schweigen: was ich mich erinnere, Dir schon einmal vorgeschlagen zu haben.

Mit Deiner Ablehnung einer Apologie bin ich auch nicht sehr zufrieden, insbesondere nicht, damit, daß ich Dir zugemuthet habe, die „Philologie" zu vertheidigen. Daran liegt mir gar nichts; ich möchte aber wissen, was Du über den gegenwärtigen Stand der Philologie, über die herrschenden Methoden, über die Entwicklung der jetzigen Philologen, über ihre Stellung zu den Schulen usw.

denkst und zwar im Gegensatz zu meinen etwas derb ausgesprochnen Ansichten. Denn deutlich (oder „martialisch") zu reden hat in Briefen den besonderen Vortheil, seinen Halbpart aus schwebenden, vermittelnden Standpunkten zu drängen und ihm ein direktes Ja! und Nein! zu erpressen. Natürlich mit Gründen; aber Deine mythologische Auffassung der Philologie als Tochter (sage Tochter! heu heu!) der Philosophie, die als solche jeder Kontrole und Gerichtsbarkeit entzogen sei, enthält doch keinen auch nur leise angedeuteten Grund. Soll ich mythologisch reden, so betrachte ich Philologie als Mißgeburt der Göttin Philosophie, erzeugt mit einem Idioten oder Cretin. Schade, daß Plato nicht schon denselben μῦθος erdacht hat: dem würdest Du eher glauben — und mit Recht. — Allerdings frage ich jede einzelne Wissenschaft nach ihrem Freipaß; und wenn sie nicht nachweisen kann, daß irgend welche großen Kulturzwecke in ihrem Horizont liegen: so lasse ich sie zwar immer noch passieren, da die Käuze im Reich des Wissens ebenso ihr Recht haben als im Reich des Lebens, lache aber, wenn besagte Kauzwissenschaften sich pathetisch gebärden und den Kothurn am Fuße führen. Desgleichen werden einige Wissenschaften einmal senil: und der Anblick ist betrübend, wenn diese, abgezehrten Leibes, mit vertrockneten Adern, welkem Munde das Blut junger und blühender Naturen aufsuchen und vampyrartig aussaugen: ja, es ist die Pflicht eines Pädagogen, die frischen Kräfte fern zu halten von den Umschlingungen jener greisen Scheusale: die vom Standpunkt des Historikers Ehrerbietung, von dem der Gegenwart Widerwillen, von dem der Zukunft Vernichtung zu erwarten haben.

Ἀλλὰ ταῦτα μὲν τροπικῶς. Ἡμεῖς δέ, lieber Freund, sind Jünger der Gegenwart: soyons de notre siècle! —

Schließlich einige persönliche Allotrien. Erstens bitte ich Dich,

mir einige Worte über das Laertianum zu schreiben: weil ich wissen möchte, was derartige Arbeiten in Deinem ingenium für eine Werthstellung einnehmen. Zweitens bin ich Dir zu erzählen schuldig, wie wo und warum ich hier lebe. Vor allem nicht als Student: und es ist bereits über ein Jahr her, daß ich diesen unerträglichen Zustand abgelegt habe. Vielmehr bin ich hier der zukünftige Privatdocent Leipzigs und richte nach dieser Intention mein Leben ein. Die Familie, in der ich meine schöne Behausung aufgeschlagen habe, ist die des Prof. Biedermann, ehemal. Parlamentlers und jetzigen Redakteurs der Deutschen Allgemeinen: durch den es mir möglich ist, eine Anzahl interessanter Bekanntschaften zu machen (als da sind: geistreiche Frauen, hübsche Schauspielerinnen, bedeutende Litteraten u. Politiker etc.). Eine Anzahl größerer Aufsätze wartet der glücklichen Stunde, über die ich Dir später einmal schreibe. Ritschl, mein verehrter Lehrer und seine mir sehr nahe stehende Gattin erweisen mir manches Angenehme: dazu blühe ich im Kreise strebender Freunde und Genossen und bedaure nur, nicht zur Hand zu haben den vortrefflichen Paul Deussen.

Adr.: Herrn F. Nietzsche

Leipzig

Lessingstr. 22, 2 Treppen.

Im Frühjahr 1869 hätte ich beinahe meinen Freund für immer verloren. Ich lebte damals ein ganzes Jahr im Elternhause auf dem Lande, abgeschnitten vom städtischen Komfort und von dem Umgang mit Altersgenossen, eben beschäftigt, meine Doktordissertation nach langer mühevoller Arbeit abzuschließen und die Vorbereitungen

fürs mündliche Examen zu treffen, nervös, überarbeitet, in trüber Stimmung. Da wurde ich durch einen Brief Nietzsches überrascht, in dem er mitteilte, daß er, ohne erst sein Doktorexamen gemacht zu haben, zum Professor der Universität Basel ernannt worden sei. Ich stattete alsbald meine herzlichsten Glückwünsche ab, konnte es aber, aufrichtig, wie ich von jeher war, nicht unterlassen, auch von mir zu berichten und zwischen seinem glänzenden Erfolge und meiner drückenden Lage eine Parallele zu ziehen, bei der ja wohl ein wenig Neid mit durchgeblickt haben mag. Wer aber beschreibt mein Erstaunen, ja Entsetzen, als ich von Nietzsche als Antwort umgehend eine Visitenkarte mit etwa folgenden Worten erhielt: Werter Freund, wenn nicht etwa zufällige Störungen des Kopfes Deinen letzten Brief verschuldet haben, so muß ich bitten, unsere Beziehungen hiermit als abgeschlossen zu betrachten. F. N. — Diese Worte brannten in meiner Seele wie höllisches Feuer. Ich war damals, wo mich Schopenhauer noch nicht frei gemacht hatte, noch zu sehr befangen in den gewöhnlichen Begriffen von Ehre und dergleichen, um mir nicht sofort zu sagen, daß auf eine so deutliche Absage hin auch meinerseits ein Verzicht auf jeden weiteren Verkehr zu folgen habe. Aber mein Geist konnte sich nicht in den Gedanken finden, einen solchen Freund zu verlieren. Es drängte mich, an Nietzsche zu schreiben und ihn zu fragen, wie er nur meinen Brief so habe mißverstehen können. Als Antwort sandte mir Nietzsche drei Schriftstücke: 1. meinen inkulpierten Brief, 2. einen Kommentar dazu, der ihn für ein Gemisch von Neid, Borniertheit und Bauernstolz erklärte, und endlich, als Beispiel, wie man es machen müsse, einen Brief von Erwin Rohde, der sich nicht genug thun konnte im Entzücken darüber, einen richtigen Professor, und noch dazu einen so jungen und lieben, seinen Freund nennen zu dürfen. Ich kann nicht sagen, daß ich mich über meinen Brief, der jedenfalls

ein aufrichtiger Ausdruck meiner Gesinnung war, sonderlich geschämt hätte; ich dankte in meiner Antwort für die versöhnliche Gesinnung, ohne die Sache weiter aufzurühren, und zog daraus eine Lehre für die Zukunft. Ich verstand jetzt die Worte, welche Nietzsche einst an mich schrieb: „Im Ernst, mein Freund, ich muß bitten, wenn Du von mir sprichst, mit etwas mehr Respekt zu reden.“ Daß sich übrigens Nietzsche nicht unversöhnlich zeigte, beweist der folgende, unmittelbar vor seiner Abreise nach Basel, Ostern 1869, geschriebene Brief.

12. Nietzsche an Deussen.

Lieber Freund,

nehmen wir's denn nicht zu tragisch: es scheint ja kein Grund vorhanden zu sein. Aber der alte Euripides hat doch bei Dir mitunter Recht: „die Feder schreibt und das Deussenherz weiß nichts davon“. Diese kleine heillose Feder hat nämlich eine Neigung zur Phrase und die Eitelkeit, von jenem Herzen mehr erzählen zu wollen als sie weiß und verantworten kann. Es ist offenbar eine Gänsefeder; ich würde sie stark verschneiden oder sie ganz wegwerfen und mich an eine andre gewöhnen. Sapienti sat.

Es ist spät Nachts, und morgen mit dem Morgengrauen geht es fort. Die Welt muthet mich fremdartig an, jene Welt, in die ich trete. Versuchen wir's, wir beide, jeder an seinem Orte, jeder in seiner Weise zu athmen und uns an eine zeitweilig drückende Atmosphaere zu gewöhnen.

Beiläufig: Basel ist für Dich nicht unerreichbar, besonders für

einen solchen Fußsoldaten, wie Du bist, der von Oberdreis nach Minden — horresco referens — wandelt, gleich als ob die Eisenbahnen noch nicht erfunden wären.

Das Buch, das Du letzthin mitzuschicken so freundlich warst, habe ich aufgenommen, wie es gegeben war, als ein Erinnerungszeichen an lange und schöne Tage, an Zeiten gemeinsamer Entwicklung, an die auch ich gern und dankbar zurückdenke.

Wir werden's ja auch noch zusammen aushalten, falls Du mich nämlich nicht zu oft durch solche impromptus, wie es das letzte war, erschreckst und irre machst.

Und so beginne Deinen Beruf, mit der Treue und Sorgfalt, die ich an Dir aus Deiner Schulzeit kenne, mit dem Hinblick auf ein Ideal, mit der Sehnsucht nach einer Verwirklichung desselben. Schließlich thun wir alle eins und wollen auch hoffentlich etwas Ähnliches. Ich wüßte keinen Grund muthlos zu sein. Man erträgt ja das Leben: was bedeutet dagegen ein Amt, eine Pflicht! Wird's zu toll, nun dann nützt das alte Hausmittel: „man setzt sich auf den Zuschauerplatz und sieht die allerschönste Comödie." „Nicht nur zu handeln, anzuschauen sind wir da" um einen schönen Sophoklesvers schlecht zu parodieren.

Adieu theurer Freund

Wie ehedem und immer

Dein alter Kamerad

Dr. Friedrich Nietzsche

Prof. in Basel

(dies ist die Adresse).

Die ersten Briefe aus Basel waren voll des besten Mutes. Sein Amt, schrieb er, stelle an ihn schwere Anforderungen, sei aber seiner Natur so wohl angepaßt, wie der Rock seinem Leibe. Doch wir wollen ihm selbst das Wort lassen.

13. Nietzsche an Deussen.

[Sommer 1869.]

Lieber Freund,

immer noch nicht habe ich Deinen liebenswürdig treuherzigen und behaglichen Brief beantwortet: das fiel mir eben, als ich ihn wieder einmal las, schwer auf die Seele, zugleich mit der Mahnung, daß Du eine Art von Recension über Deine Schrift von mir verlangt hast, während ich sie bis jetzt immer nur durchblättert und angelesen und letzthin zum Buchbinder geschickt habe. Aber nur Geduld! Wenn ich erst meine Vorlesung über Plato lese — und das geschieht in einem der nächsten Semester — dann soll sie auf das ehrlichste berücksichtigt werden. Inzwischen habe ich mich am hübschen Latein, gelegentlichen Bemerkungen und der glänzenden Ausstattung gefreut, wie sie so ein Schooßkind gewiß verdient hat. Unter anderen Umständen würde ich mit dem Werke eines Freundes eine intimere Bekanntschaft sogleich angebahnt haben — aber welch ein Tyrann ist so ein Amt, noch dazu ein so junges, da bekanntlich

ἅπας δὲ τραχὺς ὅστις ἂν νέον κρατῇ.

Doch Du wirst gerne etwas näheres hören wollen von diesem Amte und so laß Dir denn erzählen. Die ganze Sache, um die

Hauptsache vorweg zu sagen, paßt mir auf den Leib, wie angegossen, ja ich bin ganz offenbar in dem mir natürlichen Element, darüber habe ich keinen Zweifel. Doch wird es noch eine Zeit dauern, bis die Natur sich ganz und vollständig an diese Thätigkeit gewöhnt hat: einstweilen fühle ich mich häufig sehr angegriffen. Jedenfalls habe ich mir für das erste Semester viel zugemuthet: vor allem zwei neue Kollegien, zu denen ich mich immer von Tag zu Tag vorbereiten muß, so daß ich etwas von der Hand in den Mund lebe. Sonst gefallen mir diese beiden — Geschichte der Lyrik mit Interpretation u. Aeschylus Choephoren — recht wohl, und ich bilde mir ein, meinen Zuhörern viel schöne und neue Dinge mitzutheilen. Auch die Thätigkeit im Seminar erscheint mir ziemlich fruchtbringend. Für nächstes Semester habe ich lateinische Grammatik angekündigt, sowie Geschichte der vorplaton. Philosophen (mit Interpretation ausgewählter Fragmente).

Meine Antrittsrede, die ich in einem ganz gefüllten großen Saal gehalten habe, handelte über die Persönlichkeit Homers.

Am Pädagogium lese ich Platos Phaedon und lasse fleißig nach Pförtner Sitte Dokimastika schreiben. Schließlich kann ich doch noch einen leidlichen Schulmeister vorstellen. Wer hätte das gedacht?

Wenn Du mich einmal besuchst — auf einer Schweizerreise, wie ich es mir ausgedacht habe — so wirst Du finden, daß ich gut eingerichtet bin und mich hier wohlfühlen kann. Freilich fehlt es mir noch an intimen Freunden. Dagegen bin ich so glücklich Richard Wagner in der Nähe zu haben, und bei ihm, in seiner reizenden Villa am Vierwaldstätter See immer die gastlichste Aufnahme zu finden. Von meinen Kollegen stehen mir Jakob Burckhardt, der Kunsthistoriker und der Nationalökonom Schönberg am nächsten. Rohde schreibt mir viel aus Italien, Gersdorff aus

Berlin: und aus Minden bald einen Brief zu bekommen würde mich sehr erfreuen.

Adieu, bester Freund.

Fr. N.

14. Nietzsche an Deussen.

Basel 25 Aug. 1869.

Mein lieber Freund,

zum Zeichen daß ich gerne etwas von Dir hören möchte, daß ich mich aber noch lieber mit Dir unterhalten würde — breche ich die alte leidige Gewohnheit vom Hinüber und Herüber eines Briefwechsels und schicke ein zweites Hinüber zu dem fernen Freunde.

Ob wir uns wohl verändert finden, wenn wir uns einmal wiedersehen! Schon Dein Äußeres kann ich mir nicht mehr vergegenwärtigen; denn was bedeutet die schlechte Photographie, die den Abiturienten Paul Deussen darstellt und in meinem Album steckt? Auch von meiner Photographie*, die ich Dir das letzte Mal zusandte, wirst Du wenig haben, ja vielleicht gar Dir eine falsche Vorstellung machen: εἴδωλον καὶ ψεῦδος! Und was schon vom Äußerlichen gilt, wie viel mehr vom Innern. Wir können uns nur Briefe schicken, und diese sind noch nicht einmal Photographien des Innern, sondern nur flüchtige Schattenbilder einer noch flüchtigeren Stimmung.

Zur Freundschaft gehört Gegenwart: sonst tritt an ihre Stelle der Kultus der Erinnerung.

Nun will ich die Namen der Menschen aufzählen, welche mir, seitdem Du mich nicht mehr kennst, näher getreten sind.

---

* Vgl. das Titelbild dieser Schrift.

Zuerst einige auch Dir bekannte: in erster und einziger Stellung Dr. Erwin Rohde, von bester und seltenster Sorte und mir in rührender Liebe treu zugethan. Dann Dr. Heinrich Romundt, jünger als ich und daher mehr in der Stellung eines lernend-mitstrebenden Freundes: mir außerordentlich werth wegen seiner philosophischen Gleichstimmung, so daß ich niemandem gegenüber etwas Längeres und Wichtiges lieber auseinandersetze als ihm. Dann Oberpfarrer Wenkel, tapferster und aussichtsreichster Gesinnungsgenosse in nomine Schopenhaueri: Verhältniß gegenseitigster Werthschätzung.

Neuerdings beglückende Annäherung der wärmsten und gemüthvollsten Art an Richard Wagner, das will sagen: den größten Genius und größten Menschen dieser Zeit, durchaus incommensurabel! Alle zwei, drei Wochen verlebe ich ein paar Tage auf seinem Landgute am Vierwaldstätter See und erachte diese Annäherung als die größte Errungenschaft meines Lebens, nächst dem, was ich Schopenhauer verdanke.

Über Ritschl habe ich Dir schon öfter geschrieben.

Von Frauen sind als die für mich einflußreichsten zu nennen Frau Ritschl und Frau Baronin von Bülow (Tochter Liszt's).

Gute Freunde und treue Kameraden sind mir noch folgende: Dr. Windisch in Leipzig, Volkmann in Pforta, Prof. Zarncke in Leipzig, Prof. Schönberg in Basel (Nationalökonom), Dr. Roscher, Dr. Kleinpaul. Alle die letztgenannten stehen mir nahe genug, doch nicht in der ersten Linie der Freundschaft.

Nicht wahr, das ist eine stolze Reihe von Namen, deren ich mich wohl erfreuen darf, zumal ich mit dem Prädikat „Freund" sehr karg und haushälterisch bin und gar nicht darauf aus bin, nähere Bekanntschaften zu machen. Und nun sind alle die älteren

und bewährten Namen noch nicht genannt, von Menschen, die mir schon befreundet waren, als Du mich kanntest.

Ein solches Verzeichniß ist jedenfalls lehrreich, und viele Betrachtungen kommen ganz ungesucht. Eine solche Freundesreihe ist gewissermaßen eine Projektion unsres Innern nach Außen, eine Art Tonleiter, auf der alle Töne unsres Wesens einen Ausdruck finden. Man wird nachdenklich. — Zum Glück und zur Heiterkeit bin ich wohl nicht geboren: Das Wunderlichste ist, daß man zur Beurtheilung seiner Selbst sich nie völlig fähig fühlt und beim Versuch dazu sich ebenso fremd ansieht und construirt als jeden beliebigen Andern. Deshalb sind äußerliche Maßstäbe so nützlich, wie zB. die oben erwähnte Freundesreihe. Nur daß man selbst sich scheut oder schämt, eine Konsequenz zu ziehen und es lieber anderen überläßt: wie ich es heute zB. Dir überlasse, lieber Freund, mir einmal Deine Betrachtungen über jene Liste mitzutheilen.

Ich bin schon viel zu alt, um eitel sein zu können: wie steht es mit Dir?

Wir leiden alle schwer am Leben. Glücklich die harmlosen Blinden!

. . . . . .

. . . . . .

Dein treuer Freund

Friedr. Nietzsche.

Wo ist unser Pförtner Kamerad Meyer? Grüße ihn und bitte ihn in meinem Namen um meine Gedichte aus der Gymnasialzeit: falls er sie noch hat. Dieselbe Bitte ergeht an Dich: sonst ist alles fort.

Kurz nachdem diese Briefe geschrieben wurden, führte mich, wie oben geschildert, ein eingehendes Studium Kants dem Genius in die Arme, welchem gegenüber auch ich mich bis dahin trotz der wiederholten Hinweisungen Nietzsches in der Hauptsache ablehnend verhalten hatte, und den ich nunmehr für das erkannte, was er in Wahrheit ist, für den allein legitimen Thronfolger Kants, der erst den Kantischen Gedanken in seiner letzten Tiefe ergriffen und in seine Konsequenzen fortentwickelt hat. Den Widerhall der Stimmung, die mich damals beseelte, wird man aus den folgenden vier Briefen Nietzsches vernehmen, dem ich nicht umhin konnte, mein übervolles Herz auszuschütten.

15. Nietzsche an Deussen.

[Basel, Ende 1869].

Mein lieber Freund, daß ich soweit oben anfange, ist ein Beweis dafür, wie gern, also auch wie viel ich jetzt an Dich schreibe. Nämlich als Dein letzter Brief ankam, war ich gerade aus dem Bette aufgestanden und dachte beim Trinken meines Kakao, warum nur Freund Paul nicht etwas angelegentlicher schreibt: oder ob ich gar wieder was Unerhörtes, höchst Beleidigendes im letzten Briefe gesagt habe u. dergleichen. Denn bisweilen begegnet es mir, daß meine Freunde irgend ein Wort zu tragisch nehmen: da sie mich doch kennen sollten und diese ihre Kenntniß und Erfahrung höher schätzen dürften als ein gelegentliches Wort. Solches überlegend empfing ich Deinen Brief, und hatte nur wenig gelesen, als ich auch etwas wie von einer veränderten Luft spürte;

und als Du mir dann von Deinen Schopenhauerianis erzähltest, wie Dir jener Name fast schon ein heiliger sei usw. — da hörte ich bereits nichts Neues mehr, so untrüglich ist meine Witterung ὡς Λακαίνης εὔρινος βάσις.

Da Du etwas aus meiner Erfahrung in dieser so kräftig von mir eingesaugten Atmosphaere vernehmen willst: so will ich erst ein paar Glaubenssätze hinschreiben. Eine Philosophie, die wir aus reinem Erkenntnißtrieb annehmen, wird uns nie ganz zu eigen: weil sie nie unser eigen war. Die rechte Philosophie jedes Einzelnen ist ἀνάμνησις. Daher der große Ruhm auch schlechter Philosophen. Du willst eine Philosophie, die Dir zugleich einen praktischen Canon giebt: frage Dich nur genauer nach den eigensten Triebfedern Deines vergangnen Handelns: mit Bewußtsein kann man sich keine neuen Triebfedern schaffen. Das Vorhandene ist da, aber beileibe nicht, weil es da ist, auch vernünftig. Nur ist es nothwendig.

Auch die Philosophie, die der Mensch zur seinen macht, ist nothwendig. Die Aesthetik hat noch keinen zum Dichter gemacht. Du stellst die Dinge auf den Kopf.

Schreibe mir doch einmal während der Weihnachtsferien, in denen Du gewiß zu einem längeren Briefe Zeit findest. Addressiere aber nicht nach Basel, denn ich verlebe Weihnachten bei meinem edlen und im höchsten Sinne genialen Freunde Wagner und unsrer ausgezeichneten Freundin Cosima von Bülow d. h. auf Tribschen bei Luzern. Dieses Tribschen ist das Wagner'sche Landhaus. Aber schreibe mir doch, wo Du anzutreffen bist: vielleicht schicke ich Dir als Geburtstagsgeschenk (7 Jan.) meine Rede über „Homer und die klassische Philologie". Dies „vielleicht" bezieht sich nur darauf, daß ich noch nicht weiß, ob ihr Druck bis dahin beendet ist.

Jetzt von meinem Basler Dasein. Ich lese diesen Winter „lateinische Grammatik" vor 9 Zuhörern dh. vor allen hiesigen Philologen: am Pädagogium treibe ich Hesiod und Plato. Im Herbst war ich in der Heimat, auch in Pforte, die Deines Lobes voll ist. Vor allem in Leipzig war ich recht glücklich und erinnerungsselig.

Alles was ich Dir erzählen möchte, merke ich da eben, ruht auf Voraussetzungen, die Dir nicht bekannt sind. Ja! Vier Jahr auseinander! Mit Rührung fiel mir gestern mein *) „Nationalvers" aus der Bonner Zeit ein. Ach!

Übrigens erwarte ich Deine baldige Verlobungsanzeige. — Hast Du Peipers Recension der Deyssen'schen Schrift im phil. Anzeiger v. Leutsch (Octoberheft) gelesen?

Grüße Dein Lottchen, Freund! sagt Schiller.

Pax nobiscum

Basel Sonntag im Dezember. F. N.

*) Wie hieß doch Vers 3 und 4? nämlich στίχος 3 u. 4.

16. Nietzsche an Deussen.

Mein lieber Freund,

ich habe ganz vergessen, auf Deinen letzten Brief zu antworten; um so mehr hat er mich beschäftigt und jedenfalls war die Absicht, Dir die schönsten und besten Dinge zu schreiben, öfters bei mir sehr stark vorhanden. Denn jetzt bist Du einer der

Unsrigen geworden, ja ich würde wagen, Dich im persönlichsten Sinn als den „Meinen" zu bezeichnen, wenn nicht jenes von Dir angegedeutete „Gebilde" (aus Himmels Höhen oder Elberfelds Tiefen?) Einspruch erhoben hätte — oder erheben würde. Denn noch weiß ich nichts Genaueres: doch hoffe ich eins ganz bestimmt, daß ich bald über jenes noch ganz neutrale Wesen „das Gebilde", so ins Klare gesetzt werde, wie es für Dich ein Genuß sein muß. Denn irgend jemandem wirst Du doch wohl Dich etwas ausschütten wollen: und ich bin in der Übung, erotische Briefe (von verliebten, sich aussprechen wollenden Freunden nämlich) zu empfangen. Daß hier die Philosophie nichts mitzureden hat, billige ich vollkommen: um so mehr aber die wahre Theilnahme der Freunde und die eigne Klugheit.

Inzwischen ist mir eingefallen, daß ich neulich doch wohl schon an Dich geschrieben habe: wie dem nun sei, ich erinnere mich nicht, mit Dir schon über „das Gebilde" gesprochen zu haben.

Es ist traurig, aber für die unsäglich dürftige deutsche Geselligkeit charakteristisch, daß Du Vergnügen am Umgange mit Schauspielern hast. Mir ist es auch so gegangen. Der Heiligenschein der freien Kunst fällt auch auf ihre unwürdigsten Diener. Im Übrigen idealisiren wir diese Schicht der Gesellschaft: und mitunter redet auch der kleine Dämon mit, dem Sophokles sich mit Wonne entflohen fühlte. Im Allgemeinen kann der ernstere Mensch sicher sein, in diesen Kreisen ausgenützt und ausgelacht zu werden. Doch merkt man dies sehr spät, und deshalb ist es ein hübscher Zeitvertreib. Mir ist dies Wesen augenblicklich fatal.

Wie erträgst Du die Einsamkeit? — Das Leben hat mit der Philosophie ganz und gar nichts zu thun: aber man wird wahrscheinlich die Philosophie wählen und lieben, die uns unsre Natur am meisten erklärt. Eine Umwandelung des Wesens durch Erkenntnis

Mein lieber Freund,

es ist unglaublich, wie verschiedenartig Dein letzter Brief aussah, gegen alle Deine frühere Brieflitteratur gehalten. Jetzt endlich ist eine lang andauernde Entfremdung zwischen uns gewichen, nachdem wir nun beide dieselbe Sprache reden und nicht mehr bei denselben Worten Verschiedenes empfinden. Vielleicht wäre Dir der etwas mühsame und nicht ganz ebene und direkte Weg zu dem jetzigen Höhegrad Deiner Bildung erspart gewesen und durch einen natürlicheren und gelinderen Pfad ersetzt worden, wenn wir immer zusammen geblieben wären. Wenigstens bist Du von allen meinen Freunden der letzte, der den Weg zur Weisheit gefunden hat. Jetzt endlich habe ich auch für Dich noch die besten Hoffnungen; viele Nebel werden vor Deinen Augen sinken. Freilich wirst Du Dich dann

einsamer fühlen als je: wie es
mir ergeht. Auch sind viele glänzen-
de und in die Augen fallende Stel-
lungen im Leben und nicht mehr er-
reichbar, dafür auch nicht mehr erstre-
benswerth. Die geistige Einsiedelei
und gelegentlich ein Gespräch mit
Gleichgesinnten sind unser Loos: wir
brauchen mehr als andre Wesen die
Tröstungen der Kunst. Auch wollen
wir niemanden bekehren, weil wir
die Kluft empfinden als eine von
der Natur gesetzte. Mitleid wird
uns eine wahrhaft vertraute Empfin-
dung. Wir verstummen mehr und
mehr – es giebt Tage und sehr viele,
an denen ich nur im Dienste des Am-
tes rede, sonst nicht. Freilich habe ich
das unschätzbare Glück, den wahren
Geistesbrüder Schopenhauers, der sich zu

ihm wie Schiller zu Kant verhält,
als wirklichen Freund zu besitzen,
einen Genius, der dasselbe furchtbar
erhabene Loos empfangen hat, ein
Jahrhundert früher zu kommen als
er verstanden werden kann. Ich
sehe deshalb tiefer in die Ab-
gründe jener idealistischen Weltanschau-
ung: auch merke ich, wie mein philo-
sophisches moralisches und wissenschaft-
liches Streben einem Ziele zustrebt
und daß ich – vielleicht der erste aller
Philologen – zu einer Ganzheit
werde. Wie wunderbar neu und
verwandelt sieht mir die Geschichte
aus, vornehmlich das Hellenenthum?
Ich möchte Dir bald einmal meine
jetzt gehaltenen Vorträge schicken,
von denen der letzte (Sorrates und
die Tragödie) hier wie eine Kette

von Paradoxien aufgefaßt worden ist und zum Theil Haß und Wuth erregt hat. Es muß Anstoß kommen. Ich habe bereits das Rücksichtnehmen in der Hauptsache verlernt: dem einzelnen Menschen gegenüber seien wir mitleidig und nachgebend, im Aussprechen unserer Weltanschauung starr wie die alte Römertugend.

Nun wirst Du mir wohl öfter schreiben: denn Dir selbst muß eine Sehnsucht kommen, Dein Neu-Erlebtes jemanden auszuschütten. Auch wirst Du schwerlich einen finden, der so viele Bekehrungen erlebt und das begeisterte Neophytenthum so oft an anderen geliebt hat.

Treulichst

Fr. Nietzsche

Basel, Schützengraben 45.

[illegible]

ist der gemeine Irrthum des Rationalismus, mit Sokrates an der Spitze.

Leb wohl lieber Freund und schreibe Dich einmal aus. Warum machst Du immer so schöne Perioden und Worte? Wir verstehen uns besser ohne jenen umhüllenden und verhüllenden Mantel der Rhetorik.

Der von Dir empfohlene Herr Reinhardt ist ein angenehmer und verständiger Mensch, bis jetzt noch Theolog. Man sagt mir, daß er Kant liest, ja er fragte mich, ob er Schopenhauer lesen sollte. Doch habe ich ihm zunächst abgerathen. Ich bin vorsichtig.

In alter Treue und

Freundschaft

Dein

Basel Mittwoch im Febr. 1870. F. N.

17. Nietzsche an Deussen.

(Vgl. das hier eingefügte Faksimile.)

Mein lieber Freund,

es ist unglaublich, wie verschiedenartig Dein letzter Brief aussah, gegen alle Deine frühere Brieflitteratur gehalten. Jetzt endlich ist eine lang andauernde Entfremdung zwischen uns gewichen, nachdem wir nun Beide dieselbe Sprache reden und nicht mehr bei denselben Worten Verschiedenes empfinden. Vielleicht wäre Dir der etwas mühsame und nicht ganz ebene und direkte Weg zu dem jetzigen Höhegrad Deiner Bildung erspart gewesen und durch einen natür-

licheren und gelinderen Pfad ersetzt worden, wenn wir immer zusammen geblieben wären. Wenigstens bist Du von allen meinen Freunden der letzte, der den Weg zur Weisheit gefunden hat. Jetzt endlich habe ich auch für Dich noch die besten Hoffnungen: viele Nebel werden vor Deinen Augen sinken. Freilich wirst Du Dich dann einsamer fühlen als je: wie es mir ergeht. Auch sind viele glänzende und in die Augen fallende Stellungen im Leben uns nicht mehr erreichbar, dafür auch nicht mehr erstrebenswerth. Die geistige Einsiedelei und gelegentlich ein Gespräch mit Gleichgesinnten sind unser Loos: wir brauchen mehr als andre Wesen die Tröstungen der Kunst. Auch wollen wir niemanden bekehren, weil wir die Kluft empfinden als eine von der Natur gesetzte. Mitleid wird uns eine wahrhaft vertraute Empfindung. Wir verstummen mehr und mehr — es giebt Tage und sehr viele, an denen ich nur im Dienste des Amtes rede, sonst nicht. Freilich habe ich das unschätzbare Glück, den wahren Geistesbruder Schopenhauers, der sich zu ihm wie Schiller zu Kant verhält, als wirklichen Freund zu besitzen, einen Genius, der dasselbe furchtbar erhabene Loos empfangen hat, ein Jahrhundert früher zu kommen als er verstanden werden kann. Ich sehe deshalb tiefer in die Abgründe jener idealistischen Weltanschauung: auch merke ich, wie mein philosophisches moralisches und wissenschaftliches Streben einem Ziele zustrebt und daß ich — vielleicht der erste aller Philologen — zu einer Ganzheit werde. Wie wunderbar neu und verwandelt sieht mir die Geschichte aus, vornehmlich das Hellenenthum! Ich möchte Dir bald einmal meine zuletzt gehaltenen Vorträge schicken, von denen der letzte (Socrates und die Tragödie) hier wie eine Kette von Paradoxien aufgefaßt worden ist und zum Theil Haß und Wuth erregt hat. Es muß Anstoß kommen. Ich habe bereits das Rücksichtnehmen in der Hauptsache verlernt: dem einzelnen Menschen gegen-

über seien wir mitleidig und nachgebend, im Aussprechen unsrer Weltanschauung starr wie die alte Römertugend.

Nun wirst Du mir wohl öfter schreiben: denn Dir selbst muß eine Sehnsucht kommen, Dein Neu-Erlebtes jemandem auszuschütten. Auch wirst Du schwerlich einen finden, der so viele Bekehrungen erlebt und das begeisterte Neophytenthum so oft an anderen geliebt hat.

Treulichst

Basel [1870], Schützengraben 45. Frd. Nietzsche.

18. Nietzsche an Deussen.

[Basel, Herbst 1870.]

Lieber Freund,

nicht zürnen! Ich schreibe sehr spät und auch heute nur wenig. Ja ich schreibe nur, um geschrieben zu haben. Denn es greift mich an, und etwas Wesentliches Dir zu melden wüßte ich nicht.

Ich liege nämlich schon ziemlich zwei Wochen zu Bett in Folge einer Fußverrenkung.

Wenn wir nun wieder einmal zusammentreffen, wie wird's da werden? Verstehen wir uns noch? Vielleicht erst jetzt? Wer weiß? Mein Freund Rohde, der nach 15monatlichem Aufenthalte in Italien mich 14 Tage in Basel besuchte, hat in glänzender Weise die Freundschaftsprobe der Entfernung (c. 3 Jahre) bestanden. Hierzu hilft selbst ein so zauberkräftiger Name wie der Schopen-

hauers nicht: es kommt darauf an, eins oder wenigstens einmüthig zu sein. Ob jeder dieselbe Formel findet sich auszudrücken, ist nicht das Wichtigste.

Wir glauben uns durch Aufnehmen eines großen Genius zu erweitern. In Wahrheit verengern wir den Genius, daß er in uns hinein kann.

In allen ernsthaften Dingen ist jeder Mensch sein eigen μέτρον. Was ist Freundschaft? Zwei Menschen und ein μέτρον.

Willst Du mich nicht einmal besuchen?

Treugesinnt Dein alter

Freund

Fr. N.

(Daß ich seit März ordinarius bin, hast Du wohl gelesen?)

Von Minden, wohin die vier letzten Briefe gerichtet waren, wandte ich mich Ostern 1871 nach Marburg in der Absicht, neben meiner Stellung am dortigen Gymnasium mich an der Universität für Philosophie zu habilitieren. Diese Verhältnisse berührt der folgende Brief.

19. Nietzsche an Deussen.

Mein lieber Freund,

ich habe von Deinen Plänen gehört und über sie nachgedacht. In dieser Doppelheit der Stellung, theils als Gymnasiallehrer, theils als Universitätsdocent liegt zunächst etwas sehr Werthvolles. Ich

würde Dich jedenfalls bitten, Deine Schulstellung ja nicht aus Überdruß an sogenannter „Schulmeisterei" preiszugeben. Es ist unsre hoffnungsreichste Position: und wer, wie ich, an die durchgreifendsten Reformen des Erziehungswesens gedacht hat, weiß diese Praxis, die reiche Empirie einer Gymnasiallehrerstellung hoch zu schätzen. Denn dort müssen wir anfangen, unsre ernsthaftere Weltbetrachtung zum Ausdruck zu bringen. Die Universität ist schwerlich der fruchtbringendste Boden dazu. — Über Universitäten müssen wir uns einmal mündlich verständigen. Wann wirst Du mir einmal mittheilen, daß wir uns sehen, wiedersehen wollen? Was sind Briefe!

Hier ein Aufsatz, das zweite Stück eines größeren, der langsam zum Druck kommt. Lies ihn so, wie er verfaßt ist, und laß Dich nicht abschrecken, wenn einige Kunstausdrücke kommen, die im ersten, vorangehenden Theile des Aufsatzes ausführlich motiviert sind. Es ist dies nur ein Druck für meine Freunde (wie früher der „Homer"). Also keine Publikation! Schreibe mir bald und ausführlich Deine Empfindungen darüber: es wird mir das über Deine philosophische Entwicklung am lehrreichsten sein.

Mein guter Freund, ich wiederhole, wann sehen wir uns?

In alter Treue

Basel 2 Juli 71. F. Nietzsche.

Während in dieser Weise Nietzsche mit liebevoller Teilnahme die Wendungen meines inneren und äußeren Schicksals verfolgte, waren auch für ihn Ereignisse eingetreten, die für sein weiteres Leben nicht ohne Folgen blieben. Die erste Störung seiner Thätigkeit kam durch den Krieg 1870. Obgleich Nietzsche, um Professor

in Basel zu werden, Schweizer hatte werden müssen und als solcher neutral bleiben mußte, so trieb ihn doch eine mir bei einem solchen Manne ganz unverständliche Anwandlung von Patriotismus, wenigstens als Krankenpfleger mit ins Feld zu ziehen. Erkrankt an Ruhr und Diphtheritis kehrte er zurück, und damit war der erste Grund gelegt zu seinem langen späteren Leiden. Indessen habe ich Nietzsche in den Jahren 1871 und 1872 in Basel in vollem Glanze, Mut und Übermut der Gesundheit angetroffen, und wenn sich dies auch später änderte und Nietzsche durch den Zusammenhang der Nerven von Augen, Gehirn und Magen, welche sich gegenseitig in Mitleidenschaft zogen, schwer an sich selbst zu tragen und manche bösen Tage, Monate und Semester zu durchleben hatte, sodaß er öfter seinen Zuhörern erklären mußte, heute nicht lesen zu können, auch, wenn ich nicht irre, wiederholt sich genötigt sah, längeren Urlaub zu nehmen, so reicht dies alles doch nicht hin, um den merkwürdigen Schritt zu erklären, den Nietzsche 1879 that, indem er aus freien Stücken und unter Verzicht auf sein bisheriges Einkommen sein Amt als Ordinarius der Philologie niederlegte. Der tiefere Grund ist in einer inneren Wandlung zu suchen, die sich in ihm während dieser Jahre mit der Gesetzmäßigkeit eines Naturereignisses vollzogen hatte. Sein philologisches Lehramt war ihm, wie wir sahen, zuerst so angemessen gewesen, wie der Rock dem Leibe. Aber dieser Rock fing sehr bald an, ihm zu enge zu werden und ihn zu drücken. Nach einigen kleineren, überaus feinsinnigen Arbeiten über griechische Lyrik, Diogenes Laertius, die homerische Frage und Sokrates, erschien sein erstes großes Werk: „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik". Tiefsinnig hatte Nietzsche die beiden Seiten der Welt, welche Schopenhauer ihm erschlossen hatte, die Welt als Wille und die Welt als Vorstellung, in der griechischen Tragödie wiedergefunden als das dunkle, instinktive dionysische und als das

lichte, intellektuelle apollinische Element, jenes durch die Chöre, dieses durch den Dialog vertreten, und so war ihm die griechische Tragödie zum Abbilde des Daseins selbst und seiner Abgründe geworden. Der kleinliche, schulmeisternde, zum Teil hämische und cynische Angriff eines Philologen brachte ihm, wenn auch gebührend durch Erwin Rohde abgefertigt, doch zum Bewußtsein, was er von der Zunft zu erwarten hatte. Aber statt in geduldiger Arbeit dem verknöcherten Leichnam der Buchstabenphilologie neues Leben einzuflößen, fühlte er sich mehr und mehr in eine oppositionelle Stellung zu allem Bestehenden gedrängt und erklärte ihm den Krieg. Seine „Unzeitgemäßen Betrachtungen" wandten sich zunächst gegen David Friedrich Strauß, den wir einstmals als Stilisten, Forscher und Denker hochgeschätzt hatten, dessen Stern aber begreiflicherweise verblassen mußte, als die Sonne Schopenhauers an unserem Horizonte aufging. Eine wertvolle Durcharbeitung Schopenhauerscher Gedanken brachte auch das zweite Stück der Unzeitgemäßen Betrachtungen „über den Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben", während ein drittes Stück über „Schopenhauer als Erzieher" zwar dessen Philosophie, in welche Nietzsche, wie sein Abfall bewies, nie eigentlich eingedrungen war, bedauerlicherweise ablehnte, um so mehr aber dem Charakter Schopenhauers Gerechtigkeit angedeihen ließ, welcher in der That nicht weniger hoch steht, als Schopenhauers Genius, womit wahrlich viel gesagt ist. Das vierte Stück beschäftigt sich mit Richard Wagner, den Nietzsche in Briefen an mich aus dieser Zeit als den größten aller jetzt lebenden Menschen pries. Inzwischen war ich nicht mehr so leicht bestimmbar wie früher, da ich bereits in Schopenhauer den festen Grund gefunden hatte, auf dem mein wissenschaftliches wie mein religiöses Bewußtsein sich aufbaute, leider ohne daß es mir gelang, den Freund herüberzuziehen. Als ich ihm 1877 meine „Elemente der Metaphysik" schickte, erklärte

er sie brieflich* für eine glückliche Zusammenfassung alles dessen, was er nicht mehr für wahr halte, bedauerte aber, dieses Buch nicht früher gehabt zu haben. Freilich, wer weiß, ob es ihn auch dann vor dem Abfall hätte bewahren können. Denn Nietzsche war und blieb eine im tiefsten Innern unruhige, bestandlose Natur, welche es nicht ertrug, lange bei einer Sache zu bleiben. Sein „Menschliches, Allzumenschliches" nebst den verschiedenen Fortsetzungen bis zum „Zarathustra" hin geben ein deutliches Bild dieses rastlosen, quälenden Fortgetriebenwerdens, und ich weiß nicht, ob nicht, wenn ihm Leben und Kraft vergönnt gewesen wäre, die Umwertung aller Werte eine nochmalige Umwertung würde erfahren haben. Diese innere Unruhe war es, welche ihn in seiner Baseler Stellung keine rechte Befriedigung mehr finden ließ. Er legte 1879 sein Amt nieder und lebte von nun an wie sein Zarathustra in weltentfremdeter Abgeschiedenheit, im Winter zumeist in Oberitalien, im Sommer im Hochthale des Engadin. Doch bevor ich schildere, wie ich ihn dort 1887 antraf, habe ich noch einige Erinnerungen nachzuholen, welche in seine beste Baseler Zeit fallen. Es war im Herbst 1871 zu Marburg, wo ich, wie erwähnt, als Lehrer am Gymnasium wirkte und soeben vor der dortigen theologischen Fakultät meinen Eltern zu Liebe das Examen pro licentia concionandi abgelegt hatte. Überarbeitet und nervös lag ich in unruhigem Halbschlummer, als Nachts um $^1/_2$3 Uhr durch Eilboten ein Brief von Nietzsche gebracht wurde, der den ersten Anstoß zu einer bedeutsamen Wendung meines Lebensgeschickes gab. Eine vornehme und reiche Russin, Madame Kanchine in Genf, suchte einen deutschen Erzieher für ihren einzigen Sohn und wandte sich in

* Der Brief, über den ich oben aus dem Gedächtnis berichtete, ist neuerdings gedruckt in „Gast und Seidl, Friedrich Nietzsches gesammelte Briefe", Bd. I, S. 329 fg. (Berlin, Schuster & Loeffler).

dieſer Sache an ihre Freundin, die Fürſtin Trubetzkoi zu Vevey. Dieſe wiederum ſtand in Korreſpondenz über theologiſche Probleme mit Profeſſor Overbeck in Baſel, welcher mit Nietzſche dasſelbe Haus bewohnte. Auf dieſem Wege kam die Frage an Nietzſche, und er dachte meiner wie der Mundſchenk des Pharao des Joſeph und ſchlug mir vor, die Erzieherſtelle zu übernehmen, um, wie er ſich einmal ausdrückte, durch einige Jahre härteren Frohndienſtes die materielle Freiheit für die weitere Zukunft zu erkaufen und mich ſodann, wie ja meine Abſicht ſei, an der Univerſität für Philoſophie zu habilitieren. Auf dieſe Angelegenheit beziehen ſich die drei folgenden Briefe.

20. Nietzſche an Deuſſen.

Mein lieber Freund, nicht wahr, Du biſt noch Willens, Dich einmal für Philoſophie zu habilitieren?

Seitdem ich dies weiß, denke ich immer daran, wie Deine Lage etwas zu erleichtern ſei: und heute fällt mir eine Propoſition zu, die Dir vielleicht nützen könnte. Man fragt bei mir an, ob ich jemanden wüßte, der ſich für 4 Jahre unter folgenden Bedingungen zu einer Erzieherſtelle verpflichten würde.

Es gilt in einer ruſſiſchen Familie zu leben und zwar für den Winter in Florenz. Ein begabter, doch etwas verwöhnter Knabe von 13 Jahren iſt zu unterrichten und zwar in Engliſch, Lateiniſch und Deutſch. In der Familie wird franzöſiſch geſprochen. Dieſes Sprachenaggregat macht ja Dir keine Schwierigkeiten. Der Gehalt iſt hoch, ... Frs. alſo c. .... Thaler. Natürlich völlig freie Station.

Dadurch würdeſt Du nun für 4 Jahre der Vorbereitung ein faſt freier Mann und könnteſt faſt ganz Deinen philoſophiſchen Vorbereitungen leben. Du könnteſt faſt die ganze Summe Dir, bei Deinen außerordentlich mäßigen Lebensanſprüchen, erſparen, um Deine Privatdozentenlaufbahn, ſo kurz ſie auch ſein wird, als Rentier zu beginnen. Kurz, Du gewinnſt Zeit und Geld, nicht zu reden von dem Werthe eines Aufenthaltes in Italien, Schweiz uſw.

Schreibe mir, nach kaltblütiger Überlegung aber ſo raſch als möglich eine Antwort. Denn die eine Bedingung wäre, daß Du dieſen Winter bereits antrittſt. Dazu müßteſt Du Deine Schulmann-carrière mit raſcher Fauſt abſchließen.

Alſo werther und lieber Freund! Schnell! Ja! oder Nein!

Ich ſelbſt habe beſchloſſen Dich in dieſem Herbſt zu ſehn. Ich reiſe nach Norddeutſchland und werde etwa am 20 Oktober über Marburg nach Baſel zurückkehren.

Ich freue mich herzlich Dich wieder zu ſehen. —

Richte meine beſten Grüße an Deine ausgezeichnete Familie aus. —

Noch anderthalb Wochen bin ich in Baſel. Während dieſer Zeit, ja in den nächſten Tagen muß Deine Antwort daſein. — Nimm die Sache nur nicht feierlich. Es ſoll kein Entſchluß, aber ein luſtiges Wagniß ſein.

Si nihil est, lusisse videmur.

Die Kunde von Deinem theologiſchen Examen hat mich in Erſtaunen verſetzt. Mehr ſage ich erſt, nachdem ich Dich wieder geſehn habe.

Haſt Du den „Sokrates" noch einmal geleſen?

Auf Wiederſehn, lieber alter Freund und Kamerad!

Basel 12 Sept. 71. Friedr. Nietzsche.

21. Nietzsche an Deussen.

So ist's recht, mein lieber Freund! Schnell und entschieden! Auch mir wirst Du kein Zögern vorwerfen, wenn Du sofort einen Empfehlungsbrief bekommst. Du wirst daraus ersehen, wer die Mutter Deines künftigen Zöglings ist, und durch welche Kanäle meine Pläne für Dich hindurchfließen mußten. Noch heute ist ein Brief in derselben Angelegenheit an die Fürstin Trubetzkoi nach Heiden abgegangen. Nun, ich wünsche, daß alles zu Deinem Besten ausschlägt.

Schreibe also sogleich und schicke Deinen ausführlichen Bewerbungsbrief mit dem Empfehlungsschreiben zusammen ab. Rasch! Denn es fehlt nicht an Bewerbern. Natürlich schreibst Du französisch. Die Anrede ist, wie Du weißt, nur Madame.

Ich setze voraus, daß Du mir alles mittheilst, schon damit wir unser Zusammentreffen im Oktober gehörig vereinbaren können. Jetzt kann ich nicht nach Oberdreis kommen; ich nehme meine Schwester in Wiesbaden in Empfang, und dann reisen wir zusammen nach Naumburg. Es ist alles verabredet, und eine Änderung unserer Pläne unmöglich.

Inzwischen rechne ich auf das angekündigte Zusammensein in Marburg und freue mich herzlich darauf.

Zu Deinem Vorhaben glückwünschend

Dein treuer

Basel 24 Sept. 71. Friedr. Nietzsche.

22. Nietzsche an Deussen.

Naumburg Montag 16 Oct. [1871]

Da müssen wir, mein lieber Freund, es doch anders einrichten und unser Wiedersehen, so leid mir dies thut, wieder einmal verschieben.

Denn bis zum 20 d. M. kann ich nicht nach Marburg kommen. Dagegen glaube ich, daß wir mit mehr Muße und Gemächlichkeit nach Deiner Vorstellung in Vevey uns genießen können — nämlich in Basel: wo ich am 23 d. M. wieder eintreffen werde. Meine Wohnung ist Schützengraben 45: und hier wohnt ebenfalls Overbeck.

Für Deine Reise wünsche ich Dir von Herzen Glück, danke Dir auch bestens dafür, daß Du an meinen Geburtstag gedacht hast. Ich verlebte ihn unter dem freundschaftlichen Beistande von Rohde, v. Gersdorff, Krug und Pinder, mit einer ungewöhnlichen Solennität. Es war der letzte Tag eines Wiedersehns mit den genannten 2 Freunden: wir haben die vorhergehende Woche in Leipzig verbracht, in seliger Erinnerungsfeier. Dort habe ich meine Schrift „die Geburt der Tragoedie aus dem Geiste der Musik“ einem Verleger übergeben.

Doch wozu dies alles Dir schreiben! Es giebt ja jetzt unvermeidlich Wiedersehn auf Wiedersehn!

Darauf hin sich vertröstend bin ich

der alte Freund

F. N.

Wie aus diesen Briefen zu ersehen, war ich nach einigem Bedenken auf die Sache eingegangen. Ich nahm in Marburg acht Tage Urlaub, um mich am 21. Oktober zu Vevey den russischen Damen vorzustellen. Inzwischen hatte der bisherige Erzieher sich bereit erklärt, noch ein Jahr zu bleiben, und es wurde in Aussicht genommen, daß ich die Stelle übers Jahr antreten sollte. Auf der Rückreise kam ich am Abend ermüdet in Basel an, nahm ein Zimmer im Hotel und eilte zu Nietzsche, denn ich konnte ihm nur diesen einen Abend widmen. Leider war er ausgegangen, und ich traf nur Overbeck, der mich freundlichst festhielt und mich auf Nietzsches baldiges Zurückkommen vertröstete. Spät, nach elf Uhr, erschien Nietzsche, der bei Jakob Burckhardt zu Gaste gewesen war, in animierter Stimmung, feurig, elastisch, selbstbewußt, wie ein junger Löwe. Er ging mit mir, um mich zum Hotel zu bringen. Aber ein Wiedersehen nach sechsjähriger Trennung ließ sich nicht so kurz fassen, und so wanderten wir im eifrigen Gespräche bis um zwei Uhr Nachts in den Straßen Basels umher. Nietzsche verlangte immer wieder von mir, ich solle um Verlängerung meines Urlaubs telegraphieren, um morgen noch bleiben zu können. Hierzu konnte ich, ängstlich und eng in meinen Anschauungen, wie ich damals noch war, mich nicht entschließen. Wir trennten uns, und mit wehmütigen Gefühlen dampfte ich am andern Morgen an den blauen Bergen des Schwarzwaldes vorüber nach Marburg, welches mir jetzt wie ein Gefängnis vorkam. In der folgenden Zeit erhielt ich einen längeren Brief von Nietzsche, welcher in scharfem und gereiztem Tone mir Vorwürfe darüber machte, daß ich nicht habe bleiben wollen, daß ich über der kleinen Pflicht gegen mein Amt die größere gegen ihn vernachlässigt habe u. s. w. Dieser Brief, auf den ein längeres Schweigen folgte, hat sehr dazu beigetragen, meine Stimmung für den ganzen kommenden Winter zu

verdüstern. Der Sommer kam und mit ihm von Seiten der Russin eine Absage, nachdem ich das ganze Jahr hindurch über dieser Angelegenheit nicht zum ruhigen Arbeiten gekommen war. Durch diese Wendung, wie ich sogleich an Nietzsche mitteilte, bedeutend erleichtert, beschloß ich, in den Sommerferien eine Reise in die Schweiz zu unternehmen und auf dem Rückwege Nietzsche in Basel zu besuchen. Er schrieb mir darauf wie folgt.

23. Nietzsche an Deussen.

Basel, am Montag [Mitte 1872].

Nun, Du „bedeutend Erleichterter"! So komm doch! Bald! Auch ich habe, wenigstens vom nächsten Sonnabend ab, Ferien. Du sollst herzlich und gut empfangen sein und wirst Mancherlei von hier mit forttragen, was nie den Weg des Briefes gehn wird. So sehen wir uns also wieder, mein Freund! Nach 7 Jahren!

Dein

Friedr. N.

Erfreut durch diese Antwort und freier in meinem Gemüte als seit langer Zeit, unternahm ich im Juli die geplante Fußreise durch die Schweiz bis nach Mailand, machte auf der Rückreise in Basel Halt und verlebte hier einige sehr frohe Tage im Umgange mit Nietzsche, seiner Schwester und dem Kreise von Freunden, welcher beide umgab. Besonders in Erinnerung sind mir noch der früh

verstorbene Jurist Brockhaus und der jetzt in Freiburg an der Elbe wirkende Dr. Romundt, welcher damals Privatdocent in Basel war, aber daneben Nietzsches Vorlesung über die vorsokratischen Philosophen mit großem Interesse hörte. Viele derselben stellte Nietzsche, wie er auch mir gegenüber versicherte, höher als Platon und Aristoteles, von Sokrates nicht zu reden, über den als einseitigen Begriffsmenschen Nietzsches paradoxe, aber manches Wahre enthaltende Meinung allbekannt ist. Auch sonst ließ er es nicht an originellen Behauptungen fehlen. Er sprach mit Begeisterung von Cicero, stellte Schiller neben, wenn nicht über Goethe, zeigte, während er eigenhändig eine Cigarette für mich zu drehen bemüht war, mit Bewunderung die neun Bände der Schriften Richard Wagners vor und replizierte auf meine Klagen über den in Deutschland überhandnehmenden Militarismus, daß der Deutsche als Soldat noch am erträglichsten, und im übrigen nicht viel an ihm sei. Dies und vieles andere nahm ich nachdenklich und ohne viel zu widersprechen hin. In der Tiefe hatte ich schon Wurzel gefaßt, aber in der Breite des Lebens sollte ich meine Schule erst noch durchmachen. Sie ließ nicht lange mehr auf sich warten. Bald nach meiner Rückkehr nach Marburg knüpfte die russische Familie wieder an, und die Verhandlungen endigten damit, daß ich am 20. Oktober 1872 dem kümmerlichen Dasein in der Heimat den Rücken kehrte, um sieben Jahre hindurch in Genf, Aachen und zuletzt in Südrußland an dem high life vornehmer Kreise teilzunehmen und reiche Lebenserfahrungen zu sammeln. Schon in Genf erlaubte mir die reichliche Muße meiner Stellung, zugleich als Privatdocent der dortigen Universität in französischer Sprache meine Philosophie zu lehren, sowie auch das Studium des Sanskrit daselbst zu begründen. Unter diesen Eindrücken erwuchs in mir der Entschluß, mein Leben der Erforschung der indischen Philo-

sophie zu widmen. Brieflich teilte ich ihn Nietzsche mit und fand bei ihm die freudigste Zustimmung: „Wenn sich alles wirklich so verhält, wie Du es darstellst", so etwa schrieb er*, „so verspricht Dein Leben in seltenem Grade den Charakter des Vernünftigen und Gemeinnützigen anzunehmen. Du glaubst nicht, mit welcher Indignation ich erfüllt wurde, als ein Sanskritprofessor mir einige philosophische Handschriften zeigte und dabei bemerkte: sonderbar, diese Inder haben immerfort philosophiert und immer in die Quere. Dieses «in die Quere» erscheint mir typisch für das Verständnis, welches die Sanskritgelehrten ihrer Aufgabe entgegenbringen. Ὄνος πρὸς λύραν, mußte ich bei mir denken. Aber freilich ist ohne Kant und Schopenhauer ein tieferes Eindringen hier unmöglich. Du hast eine schöne Art entdeckt, diesen Deinen Lehrmeistern Deine Dankbarkeit zu beweisen." Diese und ähnliche Äußerungen in Nietzsches Briefen trugen gar sehr dazu bei, meine Bestrebungen zu ermutigen. Persönlich sah ich ihn lange Jahre nicht, so sehr ich auch danach trachtete, nicht während der sieben Jahre meiner Erzieherthätigkeit (1873—1880) und nicht während der ersten sieben Jahre meines Wirkens in Berlin. Wohl aber setzte sich der schriftliche Verkehr fort, und zwei noch vorhandene Briefe Nietzsches aus den achtziger Jahren beziehen sich auf die 1883 erfolgte Übersendung meines „System des Vedânta" und meine August 1886 erfolgte Verheiratung. Ich teile dieselben nach dem Abdruck in der „Woche" mit, da die Originale in den Händen der Schwester Nietzsches sind, der ich sie auf ihre Bitte für das Nietzsche-Archiv vor einigen Jahren übergab**.

---

* Vgl. jetzt diesen Brief in den Gesammelten Briefen, Bd. I, S. 327 fg.

** Vgl. jetzt Gesammelte Briefe, Bd. I, S. 331 u. 332 fg.

24. Nietzsche an Deussen.

[Nach Frühjahr 1883].

Das ist schön, lieber alter Freund! So soll man's machen: alle seine sieben Kräfte einzeln entfalten und zuletzt zusammen nehmen und mit sieben Pferden nach Einem Ziele fahren. Da mußte Viel in einem Menschen zusammenkommen, um eine solche Vedânta-Lehre uns Europäern offenbaren zu können; und ich preise nicht am wenigsten, alter Freund, daß Du nicht verlernt hast, tüchtig zu arbeiten. Hieß nicht eine der drei Musen Μελέτη? Der Himmel weiß es: ohne rechtschaffenen Fleiß wächst nur Unkraut aus der schönsten Anlage. In der Nähe gesehn soll auch der beste Künstler sich nicht vom Handwerker unterscheiden. Ich hasse das Lumpengesindel, das kein Handwerk haben will und den Geist nur als eine Feinschmeckerei gelten läßt.

Es macht mir großes Vergnügen, einmal den klassischen Ausdruck der mir fremdesten Denkweise kennen zu lernen: dies leistet mir Dein Buch. Es kommt darin Alles auf's Naivste an's Licht, was ich in Hinsicht auf diese Denkweise geargwöhnt habe: ich lese Seite für Seite mit vollkommner „Bosheit" — Du kannst Dir keinen dankbareren Leser wünschen, lieber Freund!

Der Zufall will, daß man gerade jetzt ein Manifest von mir druckt, welches ungefähr mit derselben Beredsamkeit Ja! sagt, wo Dein Buch Nein! sagt. Das ist zum Lachen; aber vielleicht thut Dir's wehe, und ich bin mit mir noch nicht einig, ob ich es Dir schicken werde. Um Dein Buch machen zu können, durftest Du nicht so über alle Dinge denken wie ich; und Dein Buch mußte gemacht werden. Folglich — — — — — — — — — — —

Von Herzen dankbar

Friedrich Nietzsche.

25. Nietzsche an Deussen.

[Herbst 1886].

Lieber alter Freund,

es giebt, wie man mir mittheilt, den schönsten Anlaß, Dir Glück zu wünschen — oder vielmehr nicht einmal erst zu wünschen. Halte fest, was Du jetzt *hast*, mein alter Freund und Kamerad, sonderlich, wenn das „Glück", wie in Deinem Falle, ein gutes Weib ist; denn das Glück läuft gar zu gerne von Unsereinem davon (nämlich von uns Philosophen und Unthieren der Erkenntniß . . .).

Zum Zeichen, wie gern ich einmal mich wieder in Deiner Nähe wissen würde, habe ich mir erlaubt, Dir mein jüngstes und bösartigstes Kind zuzusenden: hoffentlich lernt es in Deiner Nähe etwas „Moralität" und Vedanteske Würde, da es an Beidem von seinem Vater her Mangel leidet. „Jenseits von Gut und Böse" heißt es; eben las ich bereits einen furchtbar ernsten Aufsatz darüber unter dem Titel „Nietzsche's gefährliches Buch" — es wird das Thema durchfigurirt „*das* ist Dynamit" . . . .

Was liegt daran! War jemals ein Mensch verwegener zu den Dingen gestellt als ich? Man muß es *aushalten* können: das ist die Probe; was man dazu „sagt", davon „denkt", ist mir gleichgültig. Schließlich — ich will nicht für heute und morgen, sondern für Jahrtausende Recht behalten.

Diesen Sommer sprach ich öfter über Dich mit Leskien (Sils-Maria ist nämlich in der zweiten Hälfte des Sommers ein wahres Professoren-Rendezvous: so daß der alte „Einsiedler von Sils-Maria" auf dem Laufenden erhalten wird — — ja, ja auf dem

Laufenden, aber zum Davonlaufen, was die heutigen deutschen Universitäts-Bildungs-Zustände anbetrifft). Leskien erzählte von der außerordentlichen Schätzung, welche Böhtlingk für Dein Werk habe; er meinte, es würde leichter sein, Dir eine Sanskrit-Professur als einen Lehrstuhl (Lehnstuhl) für Philosophie zu schaffen. Im Grunde hättest Du Dich mit Deiner Doppel-Begabung zwischen zwei Stühle gesetzt: — man läßt ja nach alter Gelehrten-Gewöhnung nur die „Spezialität" gelten, man darf nicht zweien Herren dienen, zumal, wenn es zwei Weiber sind, wie Philologie und Philosophie . . . .

Mir selbst hat Dein Buch immer von Neuem wieder tiefes Interesse und Belehrung gegeben: ich wünschte, es gäbe etwas ähnlich Klares, Dialektisch-Durchgearbeitetes auch für die Sânkhya-Philosophie. —

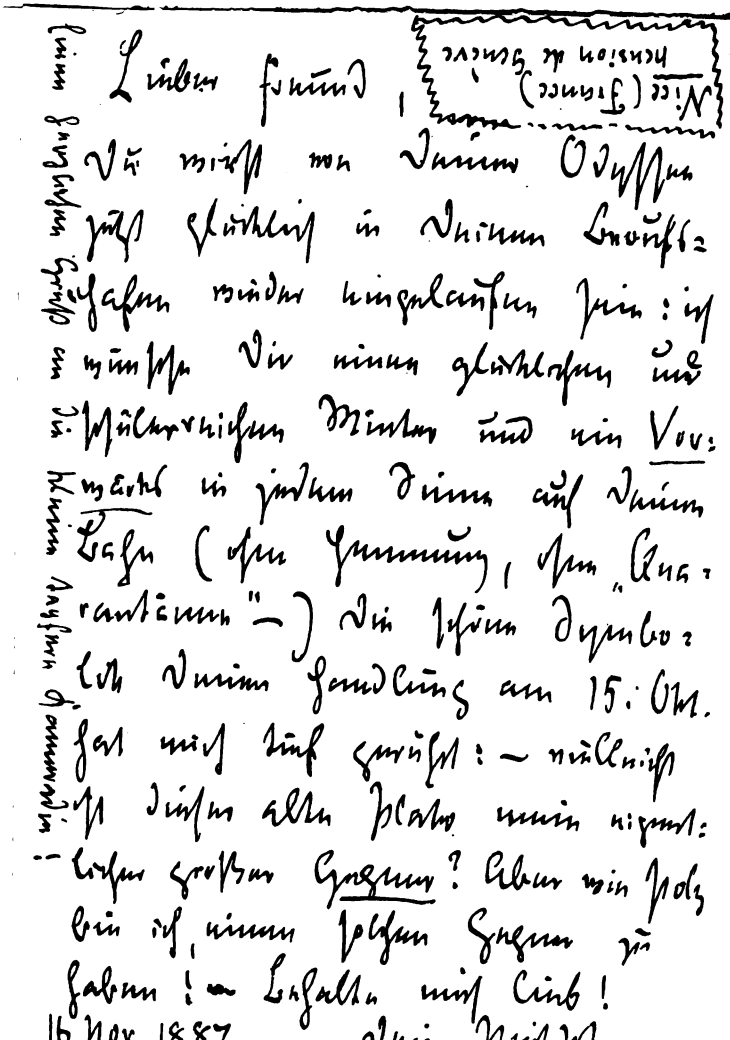
Behalte in gutem Gedächtnisse Deinen

Freund Friedrich Nietzsche.

Die warme Teilnahme, welche mir der Freund fortgesetzt und auch dann noch bewies, als unsere Wege so weit auseinander gegangen waren, ließ den Wunsch immer lebhafter in mir werden, den trotz seines leidenden Zustandes unermüdlich Thätigen und Fortschreitenden endlich einmal von Angesicht wiederzusehen. Und als ich mit meiner Frau im Herbst 1887 eine Reise durch Tirol, die Schweiz, Italien, Griechenland und die Türkei unternahm, war es mir eine Herzensangelegenheit, den Einsiedler von Sils-Maria zu besuchen. Ungeduldig wartete er auf unsern angekündigten Besuch, zweifelte an dessen Ausführung und war erst beruhigt, als unsere vorausgesandten Koffer als Unterpfand in seine Hände kamen. An einem wunderschönen Herbstmorgen stieg ich mit meiner Frau,

von Chiavenna kommend, über den Malojapaß, und bald lag Sils-Maria vor uns, wo ich mit klopfendem Herzen dem Freund entgegentrat und ihn nach vierzehnjähriger Trennung tief bewegt umarmte. Aber welche Veränderungen waren in dieser Zeit mit ihm vorgegangen. Das war nicht mehr die stolze Haltung, der elastische Gang, die fließende Rede von ehedem. Nur mühsam und etwas nach der Seite hängend, schien er sich zu schleppen, und seine Rede wurde öfter schwerfällig und stockend. Vielleicht hatte er auch nicht seinen guten Tag. „Lieber Freund", sagte er wehmütig, indem er auf einige vorüberziehende Wolken deutete, „ich muß blauen Himmel über mir haben, wenn ich meine Gedanken sammeln soll". Er führte uns dann zu seinen Lieblingsplätzen. Besonders in Erinnerung ist mir noch ein Rasenlager dicht am Abgrunde, hoch über einem in der Tiefe hinbrausenden Gebirgsbach. „Hier" sagte er, „liege ich am liebsten und habe meine besten Gedanken". Wir waren in dem bescheidenen Hotel zur Alpenrose abgestiegen, in dem Nietzsche sein Mittagsbrot, bestehend gewöhnlich in einer einfachen Kotelette oder dergleichen, einzunehmen pflegte. Dort zogen wir uns, um zu ruhen, für eine Stunde zurück. Kaum war sie verstrichen, so war der Freund schon wieder an unserer Thür, erkundigte sich zärtlich besorgt, ob wir noch müde seien, bat um Entschuldigung, wenn er zu früh gekommen sein sollte u. s. w. Ich erwähne dies, weil eine solche übertriebene Besorgtheit und Rücksichtnahme früher nicht in Nietzsches Charakter gelegen hatte und mir für seinen gegenwärtigen Zustand bezeichnend schien. Am nächsten Morgen führte er mich in seine Wohnung, oder, wie er sagte, in seine Höhle. Es war eine einfache Stube in einem Bauernhause, drei Minuten von der Landstraße; Nietzsche hatte sie während der Saison für einen Franken täglich gemietet. Die Einrichtung war die denkbar einfachste. An der einen Seite standen

seine mir von früher her meist noch wohlbekannten Bücher, dann folgte ein bäurischer Tisch mit Kaffeetasse, Eierschalen, Manuskripten,



sich weiter
bis zu dem
te nachlässige
enden Herrn.
das Geleite
ier sprach er
so bald er=
die Thränen
. Ich sollte
Bild vor die
Quarantäne
erlich seinen
ntwort auf
eine Post=
was unter
l (Vgl. das

France)
Genève.

fen

wieder eingelaufen sein: ich wünsche Dir

von Chiavenna kommend, über den Malojapaß, und bald lag Sils-Maria vor uns, wo ich mit klopfendem Herzen dem Freund entgegentrat und
armte. Aber
vorgegangen.
Gang, die flie
nach der Seite
wurde öfter ſch
ſeinen guten
er auf einige
Himmel über
Er führte uns
Erinnerung iſt
über einem
ſagte er, „lieg
Wir waren in
in dem Nietzſch
einfachen Kotel
wir uns, um
verſtrichen, ſo
kundigte ſich z
ſchuldigung, w
erwähne dies,
ſichtnahme frü
mir für ſeine
nächſten Morg
ſagte, in ſeine
hauſe, dr
während
richtu
denkbar einfachſte. An der einen Seite ſtanden

seine mir von früher her meist noch wohlbekannten Bücher, dann folgte ein bäurischer Tisch mit Kaffeetasse, Eierschalen, Manuskripten, Toilettegegenständen in buntem Durcheinander, welches sich weiter über einen Stiefelknecht mit darin steckendem Stiefel bis zu dem noch ungemachten Bette fortsetzte. Alles deutete auf eine nachlässige Bedienung und auf einen geduldigen, sich in alles ergebenden Herrn. Nachmittags brachen wir auf, und Nietzsche gab uns das Geleite bis zum nächsten Dorfe, eine Stunde thalabwärts. Hier sprach er nochmals die düstern Ahnungen aus, welche sich leider so bald erfüllen sollten. Als wir Abschied nahmen, standen ihm die Thränen in den Augen, was ich früher nie an ihm gesehen hatte. Ich sollte ihn nicht mehr mit klarem Bewußtsein wiedersehen.

Oft trat uns im Verlaufe unserer Reise sein Bild vor die Seele, und in Corfu, wo wir elf Tage lang in der Quarantäne festgehalten wurden, begingen wir am 15. Oktober feierlich seinen Geburtstag und sandten ihm unsere Grüße. Als Antwort auf dieselben fanden wir bei unserer Rückkehr nach Berlin eine Postkarte vor, die ich als das Letzte von seiner Hand, was unter meinen Papieren zu finden ist, hier noch mitteilen will (Vgl. das hier eingefügte Faksimile).

26. Nietzsche an Deussen.

Nice (France)
Pension de Genève.

Lieber Freund,

Du wirst von Deiner Odyssee jetzt glücklich in Deinen Berufshafen wieder eingelaufen sein: ich wünsche Dir einen glücklichen und

schülerreichen Winter und ein Vorwärts in jedem Sinne auf Deiner Bahn (ohne Hemmung, ohne „Quarantänen" —) Die schöne Symbolik Deiner Handlung am 15. Okt. hat mich tief gerührt: — vielleicht ist dieser alte Plato mein eigentlicher großer Gegner? Aber wie stolz bin ich, einen solchen Gegner zu haben! — Behalte mich lieb!

Dein

16 Nov. 1887. Nietzsche.

Einen herzlichen Gruß an die kleine tapfere Kameradin!

Die gedrückte Stimmung, in der ich den alten Freund zu Sils-Maria wiedergefunden hatte, erklärte sich, von seinem Gesundheitszustande abgesehen, vor allem auch daraus, daß Nietzsche für seine genialen, Jahr für Jahr veröffentlichten Arbeiten damals beim Publikum nur sehr geringe Teilnahme, ja wohl nur mit Mühe einen Verleger zu finden vermochte. Nur vereinzelte Stimmen, wie z. B. die des Dänen Brandes, fingen an, sich für ihn zu erheben.

Doch war sein Einfluß damals schon tiefer, als es nach der Teilnahmlosigkeit des großen Publikums scheinen mochte, wie das folgende Vorkommnis beweist, dessen Mitteilung wir aus diesem Grunde nicht zurückhalten wollen.* Längere Zeit bevor die allgemeine Aufmerksamkeit sich Nietzsche zuwandte, trat eines Tages im Sprechzimmer der Berliner Universität ein junger Privatdocent zu mir und bat mich, ihm über Nietzsche, dessen Schriften er gelesen habe, einiges Nähere mitzuteilen. Ich erzählte ihm darauf

*Vgl. jetzt über diese Verhältnisse in den Gesammelten Briefen die Nummern 5, 6 und 7, Bd. I, S. 334 fg., 337, 338 fg.

von Nietzsches absonderlichem Lebensgange, wie er seiner Professur entsagt habe und nun als Einsiedler lebe, wie sich seine Einkünfte nach Verlust des Gehaltes nach dem, was Kaftan mir unlängst darüber mitgeteilt habe, auf ein aus drei verschiedenen Fonds zusammengeflossenes Stipendium von 3000 Franken jährlich beschränkten, und wie ich dem entsprechend Nietzsche vor kurzem zu Sils-Maria in der bescheidensten Lebensführung wiedergefunden hätte. Der junge Mann hörte mir aufmerksam zu und fragte zuletzt, ob man nicht für Nietzsche etwas thun könne. Ich sah ihn groß an, denn ein Privatdocent ist nicht leicht in der Lage, noch für andere etwas übrig zu haben, versprach indessen die Sache weiter zu überlegen. Nicht gering aber war meine Überraschung, als ich zwei Tage darauf von dem jungen Manne die briefliche Mitteilung erhielt, daß es ihm gelungen sei, für Nietzsche die Summe von 2000 Mark zusammenzubringen, und daß ich dieses Geld ohne Nennung des Gebers an Nietzsche senden möge. Ich willigte ein, der junge Mann brachte das Geld, ich packte es ein mit einem Schreiben an Nietzsche des Inhalts, daß ein Freund seiner Werke, der nicht genannt sein wolle, ihm Beiliegendes schicke, und ich veranlaßte den Spender, seine Gabe selbst zur Post zu bringen. Diese Sendung erfüllte Nietzsche mit dem tröstlichen Bewußtsein, daß es in der kalten, teilnahmlosen Welt doch auch Menschen gebe, die mit warmer Liebe zu ihm und seiner Sache hielten. Die Vermutung, daß ich selbst bei der Gabe beteiligt sei, konnte ich bei der Familie Nietzsches nur dadurch beseitigen, daß ich ihnen den Namen des Gebers mit dessen Erlaubnis verriet. Übrigens wurde das Geld nicht gebraucht, sondern zurückgestellt, um zur Drucklegung der Werke zu dienen, und da diese kurz darauf anfingen, nicht nur sich selbst bezahlt zu machen, sondern noch große Überschüsse zu erzielen, so hat die Gabe von damals nur einen ideellen Wert gehabt. Man

ſtellte ſie dem Geber mit Dank zurück, und als dieſer ſich gegen die Zurücknahme ſträubte, fand ſich der Ausweg, wenn ich anders hierüber recht berichtet bin, daß man für das Geld ein Ölgemälde Nietzſches anfertigen ließ und im Nietzſche-Archiv aufhängte. In den wenigen Briefen Nietzſches, die ich nach dieſem Vorkommnis noch erhielt, zeigte ſich eine beängſtigende Steigerung ſeines Selbſtgefühls. Er ſprach von ſeinem Zarathuſtra als von einer Bibel der Menſchheit; das Buch ſolle gleichzeitig in ſieben Sprachen erſcheinen und in einer Million von Exemplaren über die ganze Erde verbreitet werden. Nach ſolchen Äußerungen war das Schlimmſte zu befürchten, und es trat ſchneller ein, als man erwarten konnte. Zu Anfang des Jahres 1889 fand man den Vereinſamten bewußtlos in beklagenswertem Zuſtande in den Straßen von Turin. Freund Overbeck holte ihn nach Baſel und von dort wurde er dem Sanatorium des Profeſſor Binswanger übergeben. Zum Schmerze ſeiner Freunde wurde hier progreſſive, nach ſpäterer Diagnoſe nur atypiſche Paralyſe konſtatiert, worauf die Mutter den hoffnungslos Kranken nach Naumburg nahm und dort ihr ganzes Leben ſeiner Pflege widmete. Wenn man eine Andeutung wagte, daß unter ſolchen Umſtänden ein ſanftes Ende das Beſte ſei, ſo ſprach ſie den Wunſch aus, daß ihr die Pflege des geliebten Sohnes bis in deſſen höchſtes Alter vergönnt bleiben möge.

So ſehr es zu bedauern iſt, daß Nietzſche die Sonne ſeines Ruhmes nicht mehr aufgehen ſehen konnte, ſo war es doch eine gnädige Fügung, daß er von ſeinem Zuſtande kein deutliches Bewußtſein hatte. Die ihn umgebenden Perſonen, vielleicht mit Ausnahme der ihm allernächſt ſtehenden, kannte er nicht mehr. Ich ſah ihn zuerſt wieder 1889, bald nach ſeiner Erkrankung. Die Mutter, „die kleine Thörin“, wie er ſie liebkoſend zu nennen pflegte, welche ihn damals noch täglich ſpazieren führte, war mit ihm zum Bahn-

hof gekommen, mich und meine Frau abzuholen. Auf dem Heimwege nahm ich vertraulich seinen Arm, und er ließ es sich gefallen, aber er erkannte mich nicht. Ich brachte das Gespräch auf Schopenhauer, und er wußte nur in einem Tone, als spräche er die wichtigste Wahrheit aus, zu sagen: „Arthur Schopenhauer ist in Danzig geboren." Ich erzählte von Spanien, welches ich im Jahre vorher mit meiner Frau bereist hatte. „Spanien!" rief er und wurde lebhaft, „da war ja auch der Deussen!" — „Aber ich bin ja der Deussen", erwiderte ich. Da sah er mich starr an und konnte es nicht fassen. Den Begriff von mir hatte er also noch, und in der Anschauung erkannte er den Freund, aber die Kraft, diese Anschauung unter den zugehörigen Begriff zu subsumieren, war nicht mehr vorhanden. Seine Interessen wurden wieder die eines Kindes; einem trommelnden Knaben blickte er lange nach, und die hin- und herfahrende Lokomotive fesselte seine besondere Aufmerksamkeit. Zu Hause saß er meistens auf einer sonnigen, weinlaubumrankten Veranda in stilles Brüten versunken, mitunter führte er Selbstgespräche, oft über Personen und Verhältnisse von Schulpforta, in wirrem Durcheinander.

Zuletzt sah ich ihn an seinem fünfzigsten Geburtstage am 15. Oktober 1894. Ich erschien in der Frühe, da ich bald nachher abreisen mußte. Seine Mutter führte ihn herein, ich wünschte ihm Glück, erzählte ihm, daß er heute fünfzig Jahre alt werde, und überreichte ihm einen Blumenstrauß. Von alle dem verstand er nichts. Nur die Blumen schienen einen Augenblick seine Teilnahme zu erregen, dann lagen auch sie unbeachtet da. 1897 starb Nietzsches Mutter, und seine Schwester übernahm von ihr die Pflege des Kranken als ein teures Vermächtnis. Sie siedelte mit ihm nach Weimar über, wo er noch bis zum 25. August 1900 im Hause des Nietzsche-Archivs lebte, umgeben von den Zeugen und

Zeugnissen seines aufkeimenden Ruhmes, ohne selbst eine Ahnung von demselben zu haben.

Niemand kann sagen, inwieweit in diesem hochbegabten Geiste die Keime der Zerrüttung schon als Anlage vorhanden waren. Aber hätte Nietzsche sich nicht geflissentlich von der menschlichen Gesellschaft abgesondert, in der er eine so ehrenvolle Stellung einnahm, hätte er sein Amt behalten, eine Familie gegründet und die Früchte seines Geistes langsam reifen lassen, anstatt in der Einsamkeit mit asketischer Überspannung seiner Kräfte tagsüber unter ermüdenden Wanderungen seinen Gedanken nachzuhängen und nachts den fliehenden Schlaf durch immer stärkere Narkotika zu erzwingen, — wer weiß, ob er nicht jetzt noch in voller Gesundheit unter uns lebte und statt des hinterlassenen Torso uns das vollendete Götterbild einer excentrischen, aber in hohem Grade der Beachtung werten Weltanschauung entgegenbringen könnte.

Anhang.

Einige Bemerkungen über Nietzsches Philosophie.

Das Lieblingswort Nietzsches, welches er schon in Pforta immerwährend im Munde führte, war das Wort „sinnig". Sinnig mußte alles sein, was ihn ansprechen sollte; ein sinniger Mensch zu sein, das war das Ideal, welches ihm vorschwebte. Es bedeutet aber dieses Wort eine stille, innere Freude an allem, was schön, wahr und gut ist, ein Ausruhen und Sichgenügenlassen an den Schätzen des eigenen Innern, verbunden mit einer gewissen Abkehr von der Außenwelt, von ihrem Treiben und von ihrem Urteile. Sinnig in diesem Sinne war durch Anlage und Lebensführung Nietzsche als Mensch, und dieser Charakter verleugnet sich auch nicht in seiner Philosophie. Ein systematischer Philosoph ist er nie gewesen; die großen Probleme der Erkenntnistheorie und Psychologie, der Ästhetik und Ethik werden nur im Vorübergehen berührt, wenn auch durch manches wertvolle, auf sie fallende Streiflicht gleichsam blitzartig beleuchtet. Eine Durcharbeitung aller Verhältnisse der Natur und des Lebens, wie wir sie bei Schopenhauer finden, hat Nietzsche nie unternommen, und bei der Schwäche seiner Augen, die ihm beim Studium, wie bei der Beobachtung von Welt und Menschen hinderlich war, fühlte er sich von Kindheit an hingewiesen auf sein eigenes Innere und die reichen Schätze,

welche es ihm darbot. Ein heller, lebendiger, unermüdlich thätiger Intellekt ließ ihm nicht leicht eine Kombination entgehen, welche aus dem beschränkten, ihm zugänglichen Material zu bilden möglich war, und eine duftige, von gaukelnden Bildern überquellende Phantasie war stets geschäftig, seine Gedanken in die lieblichsten Gleichnisse zu kleiden und in einer Sprache von bestechender Schönheit zum Ausdruck zu bringen. Aber diesen aus dem reichen Boden des eigenen Innern emporwuchernden Gedanken und Bildern fehlte es an jener Kritik und Kontrolle durch die Wirklichkeit, an jener Korrektur, welche an den luftigen Kindern des Geistes durch die realen Verhältnisse der Natur und des Lebens vollzogen werden muß. Daher entfloß der Feder unseres Philosophen eine Gedankenschöpfung, welche weder mit sich selbst, noch mit den Verhältnissen der wirklichen Welt im Einklang steht; daher laufen in seinen Werken die geistvollsten Tiefblicke, die wertvollsten Wahrheiten bunt durcheinander mit bizarren, verdrehten, auf die Spitze gestellten Einfällen, welche, wie es in Sensationsromanen zu geschehen pflegt, als Regel hinstellen, was nur als seltene Ausnahme vorkommt, und daher ein Zerrbild des Lebens liefern, das für empfängliche und unerfahrene Gemüter eine nicht geringe Gefahr bedeutet. Dieser Gefahr werden wir nur entgehen, wenn wir nachholen, was Nietzsche versäumte: wenn wir seine Gedanken auf Schritt und Tritt mit der uns wie ihm vorliegenden Natur der Dinge konfrontieren und alles ausscheiden, was sich an diesem Prüfsteine aller Wahrheit nicht bewährt. Zwar handelt es sich bei Nietzsche nicht sowohl um die thatsächlichen Dinge und Verhältnisse der Natur und des Seelenlebens, als vielmehr um die Werte, welche wir jenen Dingen und Verhältnissen beizulegen gewohnt sind, und die Nietzsche einer völligen Umwertung glaubt unterwerfen zu müssen. Fragen wir aber, woher er die Berechtigung zu seiner Umwertung aller Werte entnimmt,

so können es im Grunde doch nur die letzten unbewußten, metaphysischen Tiefen unserer Natur sein und somit etwas thatsächlich Gegebenes, welches Nietzsche, wie alle früheren Ethiker, bei ihren Wertbestimmungen leitete, und die Frage wird nur sein, ob es Nietzsche gelungen ist, die Stimme der Natur deutlicher zu vernehmen und ihre Aussagen reinlicher in dem Sonnenlichte der begrifflichen Erkenntnis auszubreiten als seine Vorgänger.

Bevor wir aber auf die neuen Gesetzestafeln, welche Nietzsche über uns hängen will, und auf das höchste Ziel, auf welches sie deuten, d. h. auf den Begriff des Übermenschen, näher eingehen, wollen wir in der Kürze ein Dogma berühren, welches Nietzsche neben dem vom Übermenschen als den zweiten Cardinalpunkt seiner Lehre und als ein neues, großes Mysterium behandelt. Es ist dies die Lehre von der ewigen Wiederkunft, nach welcher im Verlaufe der unendlichen Zeit alle Dinge und Begebenheiten in periodischem Kreislaufe abermals wiederkehren werden, und zwar genau so, wie sie gegenwärtig sind; und diese Repetition des ganzen Weltprozesses wird in Zukunft noch unzählige Male erfolgen, wie sie in der Vergangenheit schon unzählige Male stattgefunden hat, denn die Zeit ist unendlich. Zunächst ist zu bemerken, daß diese Idee keineswegs neu ist; denn schon die alten Pythagoreer lehrten, daß der ganze Weltlauf genau so, wie er jetzt ist, wiederkehren werde; — und wenn das wahr ist, sagte Eudemos, dem wir diese Nachricht verdanken, zu seinen Zuhörern, dann werde auch ich wieder so wie jetzt vor euch stehen und dieses Stäbchen hier in meiner Hand halten. An diesem alten, durch Nietzsche wieder erneuten Gedanken ist soviel richtig, daß die Weltentwicklung einen Kreislauf bildet und nicht in geradlinigem Fortschritte sich auf irgendein Endziel zu bewegt, denn jedes derartige Endziel hätte schon längst erreicht sein müssen, da die bereits abgelaufene Zeit unendlich ist. Die Entwicklung

der Welt geht also im Kreise, und unsere heutige Naturkenntnis erlaubt uns sehr wohl, ein hypothetisches Bild von dem Leben des Universums in der unendlichen Zeit zu entwerfen. Ursprünglich, so dürfen wir annehmen, bildete unsere Sonne nebst ihren Planeten einen feurigen Gasball, dessen Mittelpunkt in der heutigen Sonne und dessen Peripherie noch weit jenseits der Bahn des Neptun lag. Dieser Gasball begann zu schrumpfen, zu kreisen, Ringe abzusetzen, welche rissen, sich zusammenballten und gegenwärtig als Planeten eine Zeit lang den Centralkörper umkreisen, bis sie, durch irgend einen Zufall in ihrem Fluge gehemmt, in die Sonne hereingezogen werden und, aus ungeheurer Höhe herabstürzend und tief in den Sonnenkörper sich einbohrend, eine Reibung und nachfolgende Hitze erzeugen werden, welche hinreicht, das ganze Sonnensystem in jenen Gasball zurückzuverwandeln, von dem die Entwicklung ihren Ausgang nahm. Dieser Kreislauf wird sich unter Modifikationen im einzelnen mit unserem Sonnensystem und — mutatis mutandis — mit allen Sonnen, die wir als Fixsterne im unendlichen Raum erblicken, in Zukunft noch unzähligemal wiederholen, wie er in der Vergangenheit sich schon unzähligemal abgespielt hat. So weit also müssen wir der ewigen Wiederkunft zustimmen. Wenn aber behauptet wird, daß die künftige Weltperiode in allen Einzelheiten genau denselben Verlauf haben werde wie die gegenwärtige, so ist dies eine völlig haltlose Meinung. Im wesentlichen wird der Prozeß derselbe bleiben, aber die Modalitäten werden immer wieder andere sein; wie auf dem Billard, weil seine Fläche aus unendlich vielen Punkten besteht, nie derselbe Stand der drei Bälle gegeneinander wiederkehrt, so wird auch das Evolutionsspiel der Welt unendliche Variationen haben; eadem sed aliter ist, wie das Motto der Menschengeschichte, so auch das der allgemeinen Naturgeschichte des Himmels.

Von dieser Nebenfrage gehen wir zur Hauptsache über, welche darin besteht, daß Nietzsche mit großer Tapferkeit die Gesetzestafeln aller bisher gültigen Werte zerbricht und dafür neue Wertungen aufstellen will. Das erstere ist ihm besser gelungen, als das letztere, das Einreißen besser als das Aufbauen. Mit Ungestüm wendet er sich gegen die überlieferten religiösen, christlichen und moralischen Vorstellungen. Er sieht in ihnen eine unwürdige Fessel, welche Jahrhunderte lang die edelsten Kräfte der Menschheit gebunden gehalten und in ihrer freien, naturgemäßen Entwicklung gehindert habe. Wenn Nietzsche hierbei in seiner Bekämpfung geheiligter Überlieferungen weiter geht als irgend jemand vor ihm, so können wir ihm dies nur danken. Denn bei allen derartigen, von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzenden Traditionen ist immer viel Abgestorbenes, Verknöchertes, Ungesundes, und jeder Versuch, den ererbten Besitz anzutasten, wird zu einer erneuten Prüfung desselben anregen und muß daher willkommen sein.

Schon 1873 in Basel sagte mir Nietzsche, daß sein Ziel nicht Verneinung des Willens, sondern Veredlung des Willens sei, und schon damals erwiderte ich, daß derjenige die Verneinung des Willens noch nicht verstehe, der nicht in ihr die höchste Veredlung sehe. Dieses Wort mag, wie damals meinem Freunde, so noch heute manchem paradox erscheinen, und wir wollen versuchen, uns deutlicher zu erklären.

Welches ist das höchste Ziel des Menschen? Auf diese Frage giebt jede Moraltheorie ihre besondere Antwort; aber so verschieden diese sein mögen, so werden sich doch ihre Vertreter sämtlich in zwei Hauptgruppen einordnen lassen, von denen die eine das Wort „Glückseligkeit", die andere das Wort „Selbstverleugnung" auf ihre Fahne schreibt, und welche wir kurz als die heidnische und die christliche bezeichnen können. Die erstere, vertreten durch

die antike Ethik mit Ausnahme des Platonismus und durch viele Erscheinungen der neueren Zeit, geht aus von der Thatsache, daß alle Triebe der Menschennatur zusammenlaufen in dem allgemeinen Verlangen, zu leben, zu genießen und glücklich zu sein, und sie findet die höchste und letzte Aufgabe der Moral darin, die Mittel und Wege festzusetzen, welche am sichersten zur Glückseligkeit, sei es in diesem Leben oder in einem geglaubten Jenseits, führen. Dieser heidnischen Richtung steht entgegen die christliche, deren Hauptvertreter der Vedânta, der Platonismus, das Christentum und die kantisch-schopenhauersche Philosophie sind; sie alle lehren, daß die höchste Aufgabe des Menschen nicht in der Verfolgung und Befriedigung jenes Naturtriebes nach Glückseligkeit liege, sondern vielmehr in seiner Bekämpfung und Ausrottung, und daß erst durch eine solche Verneinung des Willens zum Leben unsere wahre, überindividuelle, göttliche Natur aus der Verdunklung hervortrete, welcher sie durch eben jenen Glückseligkeitstrieb verfallen sei. Diesen ungeheuern, gegen die ganze natürliche Weltordnung sich auflehnenden Gedanken können wir den christlichen nennen, sofern er der abendländischen Menschheit zum erstenmal in der Form des Christentums gepredigt und eingeimpft wurde. Reiner als in dieser halbmythischen und durch die heidnische Natur, auf die er gepfropft wurde, noch mehr verdunkelten Gestalt trat der christliche Gedanke hervor in der von Kant begründeten, von Schopenhauer zu Ende gedachten Ethik. Der Kern unseres Wesens, so lehrt Schopenhauer, der philosophus christianissimus, ist der Wille; seine beiden Pole sind Bejahung und Verneinung; jene bildet als der Egoismus die Wurzel unseres ganzen natürlichen Daseins, diese kommt im Widerspruche mit der empirischen Naturordnung zum Durchbruche in jeder moralischen Handlung, d. h. in jeder Handlung, welche unserem Naturtriebe nach Leben, Genuß und Glück entgegenarbeitet, mag dieselbe

nun das Wohl unserer Mitmenschen, oder geradezu und ohne einen solchen äußern Zweck die Kreuzigung des natürlichen Menschen in uns durch freiwillige Übernahme von Entsagungen, Mühsalen und Schmerzen verfolgen. Diese, der natürlichen Strömung entgegenarbeitende Richtung nannte Schopenhauer anfänglich „das bessere Bewußtsein", später aber mit der Neuerung eines zuerst von Jesu gebrauchten Ausdrucks: „die Verneinung des Willens zum Leben". Dieser Ausdruck mußte negativ sein, weil alle positiven Anschauungen und Begriffe dem Reiche der Bejahung entspringen und daher irreleitend sein würden; in Wahrheit aber ist die Verneinung des Willens zum Leben etwas durchaus Positives, die Quelle aller uninteressierten Gerechtigkeit, Menschenliebe und Opferwilligkeit für große Zwecke, alles großen, heroischen, überindividuellen Strebens und Schaffens, während vielmehr die Bejahung in Sinnlichkeit, Genußsucht, Furchtsamkeit und kleinlicher Besorgtheit um die eigene Person und ihre armseligen Interessen ihren deutlichsten Ausdruck findet. Wie viele andere, so hat auch Nietzsche dieses Wesen der Verneinung verkannt, sonst würde er begriffen haben, daß dasjenige, was er über alles hochschätzt und wozu er die Menschheit führen möchte, in unserer Sprache zu reden, nicht Bejahung, sondern Verneinung des Willens zum Leben ist. Denn Bejahung ist Schwäche, ist ein ängstliches Kleben an dem eigenen Ich und seinen Interessen. Was kommt dabei für mich heraus? so fragt der Bejahende, und diese Rücksichtnahme verhindert ihn, die ganze Wucht seiner Persönlichkeit einzusetzen, um mit objektiver Hingebung irgendeinen großen Zweck zu verfolgen. Dies vermag nur, wer über seinem Werke sich selbst vergißt, und ein solches Selbstvergessen heißt Verneinung. Der Wille zur Macht, den Nietzsche zur Entfaltung bringen will, liegt, recht verstanden, in der Richtung der Verneinung, nicht in der der Bejahung, deren Grundzug Sinnlichkeit, Schwäche

und Unvermögen zu allem Großen ist. Oder wenn man eine andere Terminologie vorzieht, der Wille zur Macht ist nicht eine individuelle, sondern eine überindividuelle Bejahung, d. h., er ist Verneinung. Mit Recht dringt Nietzsche darauf, daß der Wille von allen Fesseln des Wahnes und Aberglaubens, von allen religiösen und moralischen Traditionen sich frei mache, um jenseits von Gut und Böse ganz nur sich selbst anzugehören und aus ureigenster Entschließung sich zu seinen Handlungen zu bestimmen, er verlangt — in Kants Sprache zu reden — nicht Heteronomie, sondern Autonomie des Willens, d. h. er verlangt nicht Bejahung, sondern Verneinung, wenn man diese Worte so versteht, wie sie von ihrem Urheber gemeint sind. Verneinung ist ihrem Wesen nach stets asketisch, sie ist hart und herb, wie Nietzsche es will, und wenn diese Härte und Aufopferung des eigenen Selbstes die Form des Mitleids gegen andere annimmt, welche Nietzsche so sehr perhorresciert, so ist zu bemerken, daß diese Form für den Wert der Handlung von keiner Bedeutung ist, denn nicht in dem, was sie für andere ist, liegt der moralische Wert einer Handlung, sondern in dem, was sie für uns ist, d. h. in dem Grade der Selbstverleugnung, der in ihr sich bekundet. Der Mensch ist ein Übergang, eine Brücke, der Mensch ist etwas, das überwunden werden muß, so predigt Nietzsche und so predigten vor ihm alle großen Lehrer der Moral und Religion, und wenn der Veda sagt: befreit euch von dem Wahne der Individualität und erkennt, daß ihr der Ätman seid, wenn die Bibel fordert, daß der alte Mensch in uns sterbe, damit nur Christus, der neue Mensch, in uns lebe, so bedeuten diese Forderungen im tiefsten Grunde dasselbe, was Nietzsche will: daß der Mensch in uns überwunden werde, damit der Übermensch entstehe. Nietzsches Übermensch ist ein Menschheitsideal, geradeso wie es die Christusgestalt der Kirche ist; beide treffen in wesentlichen Zügen zusam-

men, und es begründet keinen tiefern Unterschied, wenn Nietzsche die Verwirklichung seines Ideals erst von der Zukunft erwartet, während die Kirche das Ihrige als verwirklicht in einem Menschen der Vergangenheit anschaut. Denn in Wahrheit gehört dieses Menschheitsideal, mag man es Christus oder den Übermenschen nennen, weder der Vergangenheit noch der Zukunft an, sondern ist eine metaphysische, zeitlose Gotteskraft, welche potentiell in uns allen schlummert und in uns allen hervortreten kann. Dies geschieht aber nicht, wie Nietzsche meint, auf dem Wege der Genialität, so hoch wir diese auch schätzen mögen, sondern durch Selbstverleugnung, das ist Moralität; denn der Intellekt ist und bleibt sekundärer Natur, das Radikale und Metaphysische in uns ist der Wille, dieser aber ist eine Potenz, welche nicht nur dem Genie, sondern auch den „Überflüssigen", den „Vielzuvielen" zukommt, daher die höchste Aufgabe, der höchste Weg jedem offensteht, wer er auch sei. Nietzsche selbst nähert sich in seiner letzten Schrift schon der Vorstellung, daß der Übermensch nicht ein künftig zu erwartender Messias sei, zu dessen Hervorbringung ganze Völker und Generationen als bloßer Nährboden dienen, sondern ein jedem Menschen ergreifbares Lebensideal. Und gewiß würden sich seine Vorstellungen noch weiter in diesem Sinne geklärt haben, wäre nicht zu früh für ihn und zu früh für uns die Nacht über ihm hereingebrochen.

Register.

Abiturientenexamen 11 fg. 14 fg.
Abkehr von der Außenwelt 99 fg.
Aeschylus Choephoren 65.
Ammianus Marcellinus 32.
Anakreon 3.
Apulejus 32. 49.
Aristoteles 44.
Autonomie des Willens 106.

Baden in der Saale 13.
Basel 61 fg.
Bernays, Jakob, Professor in Bonn 49.
Bewußtsein, das bessere 105.
Biedermann, Politiker 60.
Bild Nietzsches im Archiv 96.
Binswanger, Professor in Jena 96.
Böhtlingk, Otto 91.
Bonn 13. 18 fg.
Böttticher 31.
Brandes, dänischer Schriftsteller 94.
Briefe und Briefschreiben, über 34. 59. 66.
Brockhaus, Professor der Rechte 87.
Bülow, Baronin von 67. 70.
Burckhardt, Professor in Basel 65. 85.

Cicero 87.
Corssen, Prof. in Pforta 14.

Danaelied 21. 47.
Demokrit 44.
Dichten 14. 68.
Diogenes Laertius 21. 34. 47. 51. 57. 60.
Doktordissertation 43.
Drachenfels 18.
Dräger 32.
Duell 22 fg.

Einsamkeit 14. 72—74.
Elberfeld 16. 72.
Elemente der Metaphysik 79.
Erziehungswesen 77.
Ethik Schopenhauers 104.
Euagoras 30.
Eudämonismus 104.
Eudemos 101.
Euripides 62.
Euthydemos 43.

Feldzug 78.
Feuerbach 26.
Förster-Nietzsche, Elisabeth, Nietzsches Schwester (Biographie ihres Bruders 2) 14. 15. 83. 86. 97.
Franconia 21 fg. 24.
Frauen, über die 24.
Freundschaft 66. 67 fg. 76.
Fritsch 52.

Geburt der Tragödie 78. 84.
Geburtsort 2.
Gedichte aus der Jugend 14. 68.
Genialität und Moralität 107.
Gersdorff, Frhr. von, 36. 65. 84.
Gesetzestafeln, neue, 101, 103.
Glaube 4. 20. 26. 103.
Gluck (Kneipname) 23.

Habilitation, geplante 60.
Hamlet 22. 40.
Hannibal 5.
Haushalter, Professor in Rudolstadt 21.
Havanna 17.
Haym, Prof. in Halle 58.
Heirat, über die 24.
Hempel, alter Pförtner 5.
Hermanrich 9.
Herodot 11.
Hesiod 44.
Homer 21. 44. 65. 70.

Jahn, Otto 19. 25.
Jenseits von Gut und Böse 90. 106.
Jugendgedichte 68.

Kaftan, Prof. in Berlin 95.
Kanchine, Russischer Großindustrieller 80.
Kant 38. 42. 50. 69.

Kant-Laplace'sche Kosmogonie 102.
Kirchenglaube 4. 20. 26. 103.
Klavierspiel 8. 14. 18.
Kleinpaul, Rudolf, Philolog 47. 67.
Kletschke, Lehrer in Pforta 14.
Koberstein, Professor in Pforta 10.
Konfirmation 4.
Königswinter 17.
Krankheiten 41 fg. 46. 51. 75. 78. 96 fg.
Kreislauf des Weltlebens 101.
Kretzschmer, Lehrer in Pforta 37.
Krug, Ober-Reg.-Rat 84.
Kunst 25. 74.
Kurzsichtigkeit 10.

Lebensmut 40. 62. 63. 68.
Leipzig 33. 36. 57. 71. 84.
Leskien, Prof. in Leipzig 90.
Liszt's Faustsinfonie 14.
Livius 5.
Lucian 49.
Lyriker, griechische 65.

Marquis Posa 12.
Melzer, alter Pförtner 6.
Menschliches, Allzumenschliches 80.
Metaphysik 42. 79.
Methode des Studiums 35. 43. 48.
Meyer, alter Pförtner 5 fg. 68.
Militärjahr 38 fg.
Mitleid 74. 106.
Moral, heidnische und christliche 103 fg.
Moralischer Wert 106.
Moralität und Genialität 107.
Müller (Lucian), Philolog 32. 49.
Mushacke, Philolog 36. 39.

Narkotika 98.
Nationalvers 23. 71.
Naumburg 2. 11. 15 fg.
Neue Gesetzestafeln 101. 103.
Niese, Professor in Pforta 20.
Nietzsches Mutter 2. 15. 36. 96. 97.
Nietzsches Vater 2.

Oberdreis 5. 18. 50. 55. 83.
Ölbild Nietzsches im Archiv 96.
Oldag 19.
Overbeck, Prof. in Basel 81. 84. 85. 96.

Paris 34. 47.
Peipers, Professor in Göttingen 71.
Petöfi 25.
Pförtner (s. v. w. Schüler von Schulpforta) 21 fg.
Philologen 48. 49 fg. 74.
Philologiestudium 19. 25. 29 fg. 31. 37. 48 fg. 54. 56. 58.
Philologischer Verein geplant 37.
Philosophen, zeitgenössische 40. 42.
Philosophie 70. 72.
——, indische 88.
——, vorplatonische 65. 87.
Photius 32 fg.
Photographie Nietzsches 66.
Pinder, Jugendfreund, Ober-Reg.-Rat in Kassel 84.
Platon 20. 94.
Platonische Frage 43.
Platons Phaedon 65.
Platostudium 51. 53.
Posa, Marquis 12.
Professur in Basel 61. 64. 71. Rücktritt 78 fg. 80.

Quintilian 52.

Rauchen 10. 13. 23.
Redtel 52.
Reinhardt (Direktor in Frankfurt) 73.
Reise nach Salzburg 37.
Requiem zu Nietzsches Totenfeier 2.
Resignation 42. 51.
Rintelen 14.
Ritschl, Professor in Bonn und Leipzig 19. 20. 25. 26. 29. 33. 53. 60. 67.
Ritschl, Frau 67.
Röcken, Nietzsches Geburtsort 2.
Rohde, Prof. in Heidelberg 16. 37. 47. 49. 54. 61. 65. 67. 75. 79. 84.
Romundt, Lehrer in Freiburg a. E. 67. 87.
Roscher, Philolog 57. 67.

Saale 13.
Salzburg 37.
Sânkhya-Philosophie 91.
Schaarschmidt, Professor in Bonn 19. 20. 44.
Schäfer (Arnold), Prof. in Bonn 33.
Schauspieler 72.
Schauspielertalent 9 fg.
Schenk 46.
Schenkel 13.
Schleiermacher 44. 50.
Schmidt (Jena) 32.
Schnabel, Ernst 16 fg. 45.
Schönberg 65. 67.
Schönheit der Sprache 100.
Schopenhauer 25. 38. 40. 50. 54. 58. 61. 67. 69. 70. 73. 76. 79. 97. 105.
Schopenhauers Ethik 104.
Schulamt 35. 76.
Schulpforta 3. 4. 6. 9. 46. (Schulfest 46). 71.
Seminar, Berliner 35.
Shakespeare 10.
Sils-Maria 91 fg.
Sinnig, als Nietzsches Lieblingswort 99.
Sokrates 21. 73. 74. 82. 87.
Sophokles 63. 72.